John Carter Brown
Library
Brown University

Bibliothecam
Capituli ruralis
Stiefenhofen.

The John Carter Brown Library
Brown University
Purchased from the
Louisa D. Sharpe Metcalf Fund

F. F. Prestl.

I.
22.

by Poyvre

Reisen
eines
Philosophen,
oder
Bemerkungen
über die Sitten und Künste der Einwohner von Afrika, Asien und Amerika.

Aus dem Französischen des Herrn Poyvre, gewesenen Gouverneur der Insel France.

Salzburg,
in der Johann Jos. Mayrs sel. Erbin Buchhandlung.

1783.

Verzeichniß der Artikel.

Einleitung.
Westliche Küsten von Afrika.
Vorgebürg der guten Hofnung.
Madagascar.
Insel Bourbon.
Insel France.
Bemerkungen über die Küste Koromandel.
Maschine die Felder zu wässern.
Ackerbau.
Hammel- und andere Viehzucht.
Gärten.
Der Cocosbaum.
Zustand des Ackerbaues in Siam.
Zustand des Ackerbaues bey den Malaien.
Der Sagou.
Fortsetzung der Bemerkungen über den Zustand des Ackerbaues in Afrika und Asien.

Macht

Macht des Ackerbaues. Ursprung des Königreichs Ponthiamas.
Kamboya und Tsianpa.
Cochinchina.
Kultur der verschiedenen Gattungen Reis
Zuckerrohr.
China.
Ceremonie beym Anfang des Feldbaues
Aufmunterung zum Ackerbau.
Aufmerksamkeit des Gouvernements in China.
Die Auflagen in China sind unabänderlich.
Der Zehend.
Vergleichung des Ackerbaues in Afrika und Asien mit dem von China.
Zustand des Ackerbaues in Europa.
In Afrika.
In Amerika.
In Asien.

Reisen
eines
Philosophen,
oder
Bemerkungen
über die Sitten und Künste der Einwohner von Afrika, Asien und Amerika.

Jede Nation, so wild sie auch immer seyn mag, hat einige ihr ganz allein eigenthümliche Künste. Die Verschiedenheit des Klima macht auch die Bedürfnisse der Völker verschieden, und bringt in jedem Lande ganz besondere Produkte hervor, in deren Bearbeitung sich der Fleiß der Einwohner beschäftigen kann. Jedes Land, das in einer ver-

hältnißmässigen Weite von einem andern entfernt liegt, hat einige Fabriken, die ihm so ganz eigen sind, daß sie in einem andern Lande gar nichts taugen würden; aber der Ackerbau ist die Kunst aller Menschen, unter was für einem Himmelsstrich sie auch wohnen mögen; überall, von einem Ende der Erde bis zum andern sieht man, daß jedes Volk, polizirt, oder nicht, sich wenigst einen Theil seiner Nahrung durch Bearbeitung seiner Felder verschaft; aber diese Universalkunst wird nicht aller Orten mit gleichem Eifer betrieben.

Sie steht in der größten Blüthe bey aufgeklärten Nationen, die sie zu schätzen und zu befördern wissen; sie erhält sich nur schwach bey halbpolizirten Völkern, die ihr andere nichts bedeutende Künste vorziehen, oder die zwar aufgeklärt genug sind, ihren Nutzen einzusehen, die aber zugleich noch zu sehr von den Vorurtheilen ihrer alten Wildheit abhangen, als daß sie sich entschliessen könnten, diejenigen zu unterstützen und zu schätzen, die sich mit ihr beschäftigen; ganz herabgesetzt und ohne allen Einfluß endlich ist sie bey Barbarn, die sie verachten.

Der Zustand des Ackerbaues war immer der erste Gegenstand meiner Beobachtungen, bey all den Völkern, die ich auf meinen Reisen angetroffen. Für einen Fremden, der oft ohne sich zu verweilen platthin durch ein Land reist, ist es unmöglich solche Beobachtungen darinn anzustellen, die nöthig wären eine genaue Kenntniß von der Regierungsform, der Polizirung und den Sitten der Einwohner zu bekommen. In diesem Falle ist das füglichste Mittel sich ohne Umschweife einen allgemeinen Begrif von der Nation, bey der man sich eben findet, zu verschaffen, wenn man die öffentlichen Verkaufsplätze und die Felder aufmerksam betrachtet. Sind die Marktplätze gut mit Lebensmitteln besetzet, sind die Felder gut bebauet und mit reichen Erndten bedeckt, dann kann man überhaupt für wahr annehmen, daß das Land gut bevölkert sey, daß die Einwohner polizirt und glücklich, daß die Sitten sanft und menschlich, daß die Regierungsform vernünftig sey. Kurz, man kann zu sich selbst sagen: hier bin ich unter Menschen.

Wenn ich hingegen bey einer Nation ankomme, die man mitten in Wäldern, und hinter unfruchtbaren Gesträuchen suchen mußte; wenn ich viele Meilen weit reisen mußte, um ein umgerissenes aber nur noch schlecht angebautes Feld anzutreffen; wenn ich endlich bey so einer Horde ankam, und auf den öffentlichen Marktplatze nichts als einige schlechte, ungesunde Kräuter antraf, dann war ich überzeugt, daß ich bey einem unglücklichen, verwilderten oder sklavischen Volke sey. Nicht ein einzigesmal traf mich der Fall, daß ich diesen meinen ersten Begrif, den ich blos durch die Betrachtung des Ackerbaues von den verschiedenen Völkern gefaßt habe, hätte abändern müssen: genauere und individuelle Kenntnisse, die ich in der Folge durch langen Aufenthalt bey einigen dieser Völker erlangt, haben mich jedesmal überzeugt, daß ein schlecht angebautes Land von Barbarn oder elenden Unterdrückten bewohnt werde, und daß die Bevölkerung dort niemals wichtig seyn könne.

Jederman wird durch meine Beobachtungen, die ich hier der Welt mittheile, überzeugt

zeugt werden, daß der Ackerbau schlechterdings von den Gesetzen, Sitten und festgesetzten Vorurtheilen abhange. Ich will bey einigen Gegenden von Afrika anfangen.

Westliche Küsten von Afrika.

Die westlichen Inseln und Küsten dieses Welttheils, die ich kenne, sind meist unbebaute Gegenden, von unglücklichen Negern bewohnt. Diese unmenschliche Menschengesichter, die den Werth ihrer Menschheit so sehr miskennen, daß sie selbst einander verkaufen, denken wenig an die Bearbeitung ihres Bodens. Zufrieden ihre Tage unter einem Himmelsstrich, der ihnen wenig Bedürfnisse aufdringt, verleben zu können, bauen sie sich gerade soviel an, als sie brauchen um nicht zu verhungern; sie säen alle Jahre etwas Mais aus, und sehr wenig Reiß; daneben bauen sie noch in sehr kleiner Anzahl verschiedene Gattungen Erdäpfel, die zwar nicht die nämliche sind, wie die unsrige, aber eben so angebaut werden, und uns unter dem Name Pataten bekannt sind. Ueberhaupt sind die Erndten dieser Völker so

schlecht und dünne, daß die Europäer, die hier landen um Sklaven zu kaufen, alle Lebensmittel, die sie zur Erhaltung der Sklaven, womit sie ihre Schiffe beladen, brauchen, aus Europa oder Amerika mit sich hieher führen müssen.

Doch jene Negern, die nahe an den europäischen Kolonien wohnen, sind etwas bessere Ackersleute als die übrigen. Sie ziehen sich Herrden Viehe, und bauen eine grosse Menge Reiß; in ihren Gärten ztehen sie sogar Gemüse, dazu sie den Samen aus Europa bekommen haben; aber alles dieses, was sie vom Ackerbau wissen, haben sie von den Europäern; ihre eigene Kenntniß in diesem Fache ist sehr eingeschränkt, und ich habe nicht einen einzigen Vortheil von ihrem eigenen Kunstfleiß entdeckt, der zur Verbesserung des unsrigen beytragen könnte.

Von dem Ufer des Flußes von Angola, bis an Cap-Negre, und von da bis nahe an das Vorgebürg der guten Hoffnung sieht man nichts als dürre, unbebaute Wüsten; die Seeküsten selbst sind ganz nackt, und mit

un-

unfruchtbaren Sande bedeckt: man muß Meilen weit reisen, bis man einen Palmbaum oder irgend einen andern grünen Strauch antrift. Ein allgemeiner Fluch scheint über das Land und die geringe Anzahl seiner Bewohner gefallen zu seyn. Alle Nachrichten, die ich von diesem Lande gesammelt, bekräftigen es, und einige italienische Missionäre, die mit einem ganz erstaunlichen Eifer das Innerste dieser Gegenden durchlaufen, haben mich versichert, daß der Ackerbau im innern Lande nicht um das mindeste besser betrieben werde, als an den Küsten, obwohl der Boden durch seine natürliche Produkte in vielen Orten eine ausserordentliche Fruchtbarkeit verspricht.

Vorgebürg der guten Hoffnung.

Die Gegend am Vorgebürge der guten Hoffnung war zur nämlichen Unfruchtbarkeit verdammt, ehe sie die Holländer in Besitz nahmen; aber seitdem sich diese Nation hier an der Spitze von Afrika festgesetzet hat, wächst da alles im Ueberfluße, Waitzen und

alle

alle Gattungen des Getreides, verschiedene Weine, und eine ansehnliche Menge der besten Früchten aus allen vier Welttheilen. Es sind da die größten Wiesen, auf denen es gleichsam wimmelt von Pferden, Schaafen und Hornviehe. Alle diese Arten Viehe zieht man hier bis zur größten Vollkommenheit. Der Ueberfluß, den diese Kolonie genießt, verglichen mit der Unfruchtbarkeit der weitläufigen herumliegenden Länder beweißt bis zur Evidenz, daß die Erde nur für Tyrannen und Sklaven geizig ist, daß sie die größten Schätze ausspendet, sobald sie nur frey ist, sobald sie von verständigen Leuten bearbeitet wird, die durch vernünftige und unveränderliche Gesetze geschützt sind.

Sehr viele Franzosen, die durch den Wiederruf des Edikts von Nantes aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, haben auf dieser Küste ein wahres Vaterland, und in diesem neuen Vaterland Sicherheit, Eigenthum und Freyheit gefunden, Geschenke, die allein die wahren Grundstützen des Ackerbaues und des Ueberflußes sind. Diese Flüchtlinge haben ihr neues Vaterland durch

ihren Fleiß und unermüdete Arbeit bereichert, sie haben dort beträchtliche Kolonien angeleget, davon einige den Namen ihres unglücklichen, aber noch immer geliebten Vaterlands, das sie aus ihrem Schooße verbannt hat, führen. Die Kolonie klein Rochelle übertrift alle andere sowohl durch den Fleiß ihrer Pflanzbürger, als durch den Reichthum ihrer eigenthümlichen Felder.

Die Wiesen dieses Landes bestehen theils aus innländischem Grase, theils aus einigen Kräutern, die man in Europa mit Fleiß auf die Wiesen säet, als Klee, Schneckenklee u. d. g. die ausländischen Pflanzen, deren Samen die Holländer hieher verpflanzt haben, wachsen eben so vollkommen als die innländischen. Alle diese Pflanzen werden durch Hilfe des Pflugs angebauet; man mäht sie nur das erste Jahr ab, das zweyte Jahr giebt man die Wiese dem Viehe preiß, für das man auch weiters keine Sorge trägt, als daß man es alle Abende in einem mit hohen und festen Palisaden umgebenen Park zusammen treibt, um es gegen Tieger und

Löwen, davon es einige im Lande giebt, zu schützen.

Diese Wiesen werden überhaupt nur durch den Regen befeuchtet, man ist aber doch bedacht sie in der Nähe eines Baches anzulegen, von dem man bequeme Ausflüße hineinleitet. In allen diesen Gründen ist man sehr besorgt für alle Bäume und Gesträuche, unter deren Schatten das Vieh eine Zuflucht wider die brennende Sonnenhitze besonders in den Monaten Jenner, Februar, und Merz finden kann. denn diese sind die hitzigsten unter diesem Himmelsstriche.

Die Kornfelder werden hier eben so bebauet, wie in Europa, zu Zeiten mit Pferden, gewöhnlicher aber mit Ochsen; die Holländer dieser Kolonie haben den Vortheil, daß sie den Ochsen ihre gewöhnliche Langsamkeit benehmen, indem sie selbe schon frühzeitig zu einem lebhaften geschwinden Schritt anhalten: ich habe am Cap Wägen gesehen, an die zehn bis zwölf paar Ochsen gespannt waren, und mit denen es doch

so

so geschwinde umgieng, als wenn sie von guten Pferden gezogen würden.

Die gewöhnlichsten Getraidarten, die man am Cap bauet, sind Waizen, türkisches Korn und Reis, von allen diesen kann man überhaupt abnehmen, daß sie 50 für 1 einbringen. Man bauet auch Hülsenfrüchte, als Erbsen, Bohnen und Schminkbohnen. Diese Hülsenfrüchte dienen jene Schiffe zu versehen, die auf ihrer Reise von oder nach Ostindien am Cap einlaufen, und dort Erfrischungen einnehmen.

Unter diesen Hülsenfrüchten ist eine gewisse Gattung, die in Indien sehr gesuchet wird, und davon man viel dorthin ausführet. Sie ist unter dem Name der Caperbsen dort bekannt. Es ist eine kleine bunte Bohne, die nicht am Stäbgen aufwächst; ihre Körner haben die Gestalt unserer kleinen Bohnen; aber sie sind etwas breiter und platter; sie hat den Geschmack unserer grünen Erbsen, und bleibt sehr lange frisch. Ich habe die nämliche Frucht dieses Jahr in Europa zu pflanzen versuchet, und es

scheinet mir meine Mühe zu gelingen. Das Klima am Cap fodert von dem Pflanzer eine Aufmerksamkeit, die in unsern Ländern unnöthig, und unsern Gewächsen sogar schädlich seyn würde.

Das Cap ist die meiste Zeit des Jahrs hindurch den heftigsten Stürmen ausgesetzet, die gemeiniglich von Nordost her wehen. Diese Winde sind so ungestüm, daß sie alle Pflanzen und Getraide verderben, und sogar die Früchten von den Bäumen reissen würden, wenn man ihnen keine Schutzwehr entgegen setzte um die Erndte vor ihnen zu sichern. Die Holländer haben deßwegen ihre Felder in ganz kleine Theile abgetheilet, und sie mit hohen Eichen, oder andern Bäumen umzingelt, die so nahe neben einander gepflanzt sind, wie bey uns die jungen Hagbuchen im Garten Alleen. Diese Bäume werden alle Jahre beschnitten; man läßt sie an 25 bis 30 Schuhe in die Höhe wachsen; und so ist jedes abgesönderte Feldstück wie ein Zimmer eingeschlossen. Durch diesen außerordentlichen Fleiß haben die Holländer zuwege gebracht, daß diese

Kolonie das Kornmagazin aller ihrer ostindischen Besitzungen, und der beste Erfrischungsort für alle nach Ostindien und von daher zurückgehenden Schiffe geworden.

Da die Holländer anfiengen auf dieser Kolonie Wein zu bauen, suchten sie mit besonderm Fleiße die Reben aus jenen Gegenden zusammen, wovon sie in Europa am meisten geschätzt werden. Sie machten Versuche an der Spitze von Afrika Burgunder, Champagner und andere Weine zu bauen; aber diese Versuche schlugen fehl: endlich verpflanzten sie Reben aus Spanien, den canarischen Inseln und der Levante aufs Cap, die auch besser gedeihen, weil das Klima dieser Landschaften mehr Gleichheit mit jenem auf dem Cap hat. Die besten Trauben in ihren Weingärten sind heut zu Tage Muskattrauben, besonders die rothen Muskattrauben, die in einem kleinen Bezirke, genannt Konstanz, wachsen, geben den vortreflichsten Wein; die holländisch-ostindische Kompagnie nimmt alle Jahre die ganze Weinlese in Beschlag, läßt den Wein nach

Europa führen, und theilet ihn da als ein Geschenk unter die Fürsten aus.

Die Weinstöcke am Cap wachsen ohne Pfähle, man bearbeitet sie eben so, wie wir die unsrigen; sie sind mit verschiedenen Bäumen umgeben, an die man die dicken saftigen Reben der spanischen Muskatstöcke anlehnt, dieses giebt ihnen die Gestalt eines sehr hohen Geländers, und schützt zugleich wider die Heftigkeit der Winde.

Die Gärtnerey wird am Cap eben so eifrig betrieben, als alle übrige Arten des Ackerbaues; man findet dort alle europäische Gartengewächse, und nebst denen auch noch die besten aus den übrigen Welttheilen. Neben den Gärten der Privatleute, die so gut unterhalten werden als in irgend einer Gegend Europens, hat die holländisch-ostindische Kompagnie noch zween oder drey der prächtigsten Gärten anlegen lassen, und unterhält sie mit einem Unkosten, der einer so mächtigen souverainen Kompagnie Ehre macht.

Fünf-

Fünfzehn oder zwainzig europäische Gärtner, deren Geschicklichkeit man genau prüft, ehe man sie einschift, haben die Kultur eines jeden dieser Gärten zu besorgen; die Oberaufsicht darüber führt ein Obergärtner, dessen Stelle sehr einträglich und angesehen ist. In diesen öfentlichen Gärten macht man auf Kosten der Kompagnie alle neue Versuche in der Gartenkunst. Hier bekommt jeder Privatmann ohne Bezahlung die ihm nothwendige Samen und junge Pflänzgen samt dem nöthigen Unterrichte, wie sie zu ziehen sind.

Diese Gärten liefern in größter Menge die Kräuter und verschiedenen Früchte, welche die Schiffe der Kompagnie zu ihrer Konsumption nöthig haben.

Mit Verwunderung sieht man dort die ansehnlichsten Plätze, die der Botanik gewidmet sind; diese Plätze enthalten die nützlichsten und seltensten Pflanzen aus allen Welttheilen, und alle diese in die schönste Ordnung gebracht. Wissbegierige Reisende haben das Vergnügen die erfahrnesten Gärt-

ner dort anzutreffen, die sich eine Freude daraus machen, ihnen jede Pflanze zu zeigen.

An diese schöne Gärten stossen grosse Obstgärten, darinn man alle Baumfrüchte aus Europa, Afrika, und viele aus Asien findet. Das angenehmste ist, daß man dort den Kastanienbaum, den Apfelbaum und noch andere Obstbäume aus den kältesten Himmelsstrichen oft mit den Muskatnußbäumen aus Indien, den Campherstäuchen aus Borneo, den Palm- und übrigen Bäumen aus der hitzigen Zone in der nämlichen Reihe stehen sieht.

Madagascar.

Sobald man über das Vorgebürg der guten Hofnung hinaussegelt, kömmt man in das indische Meer, und das erste, was einem darinn aufstoßt, ist die grosse Insel Madagascar. Obwohl wir Kolonien dort gehabt haben, und schon länger als ein Jahrhundert dahin segeln, kennen wir doch erst einige Theile dieser Insel. Die uns bekann-

ten Gegenden sind sehr fruchtbar, und die Einwohner würden gute Ackersleute seyn, wenn ihre Lebensmittel einen größeren Abgang hätten. Sie haben Heerden Ochsen, und Schaafe. Die Wiesen sind so wie sie von Natur grünen, ganz vortreflich. In vielen Gegenden sind grosse umgerissene Plätze, darauf grosses Gras mit breiten Blättern wächst, das gemeiniglich 5 bis 6 Fuß hoch wird; die Einwohner nennen es Farak; dieses ist ein vortrefliches Futter für das Hornvieh, das hier von der größten Gattung ist, und sich darinn von dem unsrigen unterscheidet, daß es ein grosses unförmiges Gewächs ober dem Hals trägt. Ein anderes kleines und sehr feines Gras wächst von Natur im Sande am Ufer des Meers, das dem Schaafen zur Nahrung dienet. Diese sind von der nämlichen Art, wie die Schaafe in der Barbarey, und von den unsrigen sehr verschieden, besonders durch die ungemeine Dicke ihres Schwanzes, der gewöhnlich 6 bis 8 Pfund schwer ist.

Die Madecassen oder Malegaschen (so heissen die Einwohner dieser Insel) bauen

kein anderes Getraid als Reis. Sie säen ihn aus beym Anfange der Regenmonate; hiemit sind sie der Mühe überhoben, ihre Felder zu wässern. Sie bearbeiten ihren Boden nur mit dem Karst; zuerst hacken sie alles Gras ab, dann stellen sich 5 bis 6 Kerl in einer Reihe auf das Feld, und machen vor sich kleine Oefnungen in die Erde, darauf kommen die Weiber oder Kinder, werfen einige Körnchen Reis hinein, und scharren sie mit dem Fuße wieder zu: jedes so gebaute Feld bringt gegen 80 bis 100 für 1: dieses aber beweiset ganz klar vielmehr die ausnehmende Fruchtbarkeit des Bodens als die Güte der Bearbeitung. Und doch so schlecht diese auch immer ist, so reicht sie zu, die Einwohner von Madagascar zu versorgen. Ich habe kein Land in der Welt gesehen, wo der Reis und die wesentlichsten Lebensmittel im geringeren Preise stehen. Für einen Streif grobe blau gefärbte Leinwand, die allenfalls 8 Groschen unserer Münze werth ist, giebt der Madecasse 2 bis 3 Maß Reis. Das Maß geben ihnen die Europäer, die ja nicht vergessen, es alle Jahre grösser zu machen, und die Insulaner

beklagen sich nicht darüber. Gleich anfangs wird das Maß voll angefüllt, dann bedient sich der Käufer des Rechts, das dort eingeführt ist um gutes Maß zu bekommen, er streckt den Arm bis an den Elenbogen in den Reis hinein, und leert also mit einem Stoß beynahe das ganze Maß aus; der dabeystehende Madecasse hat Geduld genug es zum zweytenmal zu fühlen ohne jemals darüber zu murren. Dieses Maß heißt Gamelle, und eine so ausgemessene Gamelle giebt ungefehr 160 Pfund schönen weissen Reis.

Es ist ausser allem Zweifel, daß, wenn unsere ostindische Kompagnie, die ganz allein im Besitze des Handels mit dieser Insel ist, den Ackerbau darinn befördern wollte, sie grosse Vortheile daraus ziehen würde. Unsere Inseln France und Bourbon, die ganz nahe daran liegen, würden jederzeit eine sichere Zuflucht wider den Abgang der Lebensmittel, der besonders die Insel France oft in üble Umstände versetzt, finden. Unsere Escadren, die nach Indien selbst gehen, und in den Hafen der Insel France landen

müssen um Erfrischungen einzunehmen, würden dort Lebensmittel genug aus Madagascar antreffen, und würden nicht erst ihre Zeit verlieren müssen um nach Batavia oder ans Cap zu segeln, und dort bey den Holländern um Lebensmittel betteln, während dem uns dann die Feinde unsere Plätze wegnehmen, wie es im Kriege, der 1762 geschlossen wurde, geschehen ist.

Waitzen würde auf Madagascar in eben der Menge wachsen wie Reis. Er wurde ehemals mit gutem Fortgang in der Kolonie gebaut, die wir an der südlichen Spitze der Insel unter dem Namen Fort Dauphin besassen. Man findet noch jetzt schöne Aehren von Waitzen, der einst dort gebauet wurde, und der nun, seitdem wir daraus verjagt sind, sich alle Jahre von selbst ansäet, und mit den übrigen Pflanzen vermischt wachset. Der Boden ist dort ganz unbegreiflich fruchtbar; die Insulaner sind verständig und geschickt. In jenen Gegenden, wo die Araber nicht eingedrungen sind, haben sie das simple Gesetz der Natur, und die Sitten der ersten Menschen. Diese Gesetze und diese

Sit-

Sitten befördern den Ackerbau mehr, als alle unsere aufgedunsenen Grübeleyen, als unsere vollständigsten Abhandlungen über praktische Anwendungen, besser als alle Mittel, welche man seit einiger Zeit anwendet, um bey uns eine Kunst empor zu heben, die uns unsere Sitten zu verachten, oder doch nur nachläßig zu betreiben zwingen, eine Kunst, die durch einen Schwall von Mißbräuchen, die unsere Gesetze selbst zum Grunde haben, ohne Aufhören beunruhiget, ohne Aufhören unterdrückt wird.

Insel Bourbon.

Beynahe 200 Meilen gegen Osten von Madagascar liegen unsere zwo Inseln Bourbon und France, deren Boden von Natur aus eben so fruchtbar ist, als der auf Madagascar, und die ein noch viel glückliches Klima genieſſen. Die erste dieser Inseln hat keinen Hafen; sie wird auch von unsern Schiffen wenig besucht. Die Einwohner haben ihre Sitten ganz einförmig erhalten; der Ackerbau ist in einem zimlich guten Zustande. Die Insel Bourbon trägt

Waitzen, Reis und türkisches Korn, soviel die Einwohner nöthig haben, und noch etwas mehr, das sie an die Insel France liefern. Die Kultur ist die nämliche wie auf Madagascar; die Ochsen und Hammel, die man aus der grossen Insel dort hinüber gebracht hat, gerathen um so viel besser, weil man auch besorgt war das Gras Fatak hinüber zu verpflanzen, von dem ich schon gesagt, daß es eine vortrefliche Weide gebe.

Der größte Theil dieser Insel wird zur Pflanzung der Koffeebäume benutzt. Die ersten Pflanzen dieses Gewächses sind unmittelbar von Moka hieher verpflantzt worden. Der Koffeebaum vermehrt sich durch seine Körner, die sich von selbst ansäen; er fodert sehr wenig Kultur, und die ganze Arbeit besteht darinn, daß man während des ersten Jahrs das Erdreich neben der jungen Pflanze 3 oder 4mal umgräbt, um sie von denen in der Nähe herumwachsenden wilden Kräutern, die ihr den nöthigen Saft entziehen würden, zu schützen. Das zweyte Jahr darf man nicht weiter für seinen Wachsthum sorgen: seine Aeste, die der Erde gleich wachsen,

sen, und sich horizontal ringsumher ausbreiten, ersticken durch ihre Menge alle übrige Kräuter, die in der Nähe herum wachsen könnten; im neunzehnten Monate fängt der Koffeebaum schon an Früchte zu tragen, und vom dritten Jahre an trägt er seine Früchte vollkommen. Man pflanzt diese Bäumchen in schachförmigen viereckigten Feldchen, eines von dem andern ungefähr sieben Fuß; und wenn sie zu hoch aufwachsen, so stuzt man sie bis auf 2 Fuß von der Erde ab.

Der Koffeebaum fodert ein sehr leichtes Erdreich, und er geräth besser, wenn er in einem beynahe ganz sandichten, als wenn er in einem guten Erdboden steht. Man bemerkt auf Bourbon, daß jeder Baum jährlich, ein Jahr ins andere gerechnet, ein Pfund Koffee einbringe. Die Frucht wird auf dieser Insel in der trockensten Jahrszeit reif und eingesammelt, welches ihr einen beträchtlichen Vortheil über den Koffee aus unsern amerikanischen Inseln verschaft, denn dort wird die Frucht gerade in den Regenmonaten reif und gesammelt. Wenn der

Koffee eingesammelt ist, muß er getrocknet werden; deßwegen setzt man ihn einige Tage hintereinander so lange an die Sonne, bis die Bohne vollkommen trocken und hart ist, dann lößt man sie erst von der Schaale ab; dieses geschieht mit Stößeln in grossen hölzernen Trögen.

Insel France.

Auf dieser Insel sind zween vortrefliche Häfen, in denen alle unsere Schiffe zur Erfrischung einlaufen, die wir bey Friedenszeiten zur Handlung nach Ostindien und China; bey Kriegszeiten aber zur Bedeckung unserer Kolonien brauchen. Folglich ist auch diese Insel viel belebter als Bourbon. Europäische Regierungsart und Sitten haben hier mehr Einfluß. Sie hat einen eben so fruchtbaren Boden als Bourbon; Bäche, die niemals vertrocknen, durchschlängeln und bewässern sie völlig wie einen Garten, und ungeachtet alles dessen macht man hier so schlechte Erndten, daß beynahe ein beständiger Mangel darauf herrschet.

Seit dem berühmten Herrn Bourdonnais, der zehen bis zwölf Jahre Gouverneur darauf war, und der eigentliche Stifter der Kolonie ist, weil er zum ersten den Ackerbau hier eingeführt hat, seit diesem hat man Projekte über Projekte aber immer vergebliche auf dieser Insel gemacht; man hat alle Gattungen Pflanzen darauf zu ziehen versucht, aber keine fortgesetzt. Koffee, Baumwolle, Indigo, Zuckerrohre, Pfeffer, Zimmet, Maulbeerbäume, Thee, Cacao, alles hat man darauf anzubauen versucht; aber alles mit der ungeduldigen brausenden Hastigkeit, die keinen entscheidenden Fortgang abwarten kann. Der simple und natürliche Plan des Stifters war sich vor allen die nöthigsten Lebensmitteln sicher zu verschaffen, hätte man diesem gefolgt, so würde die Insel jetzt blühend seyn; Ueberfluß würde unter den Kolonisten herrschen, und die landenden Schiffe würden dort ihre nöthigen Erfrischungen finden.

Der Getraidanbau, obwohl er sehr vernachläßiget und übel geführt wird, ist doch noch der einträglichste. Die dazu bestimm-

stimmten Felder tragen jährlich erst eine Saat Waitzen, und dann noch eine von Reis oder türkischen Korn; dabey liegen sie niemal brach, werden niemal bedüngt, und mit eben so geringer Mühe bearbeitet, als die auf Madagascar.

Der Maniok wurde vom Herrn Bourdonnais aus Brasilien hieher verpflanzt und anfangs mit vieler Mühe und schlechtem Nutzen gebaut, heut zu Tage aber wächst so viel davon, daß die Kolonisten ihre meisten Sklaven damit nähren. Dieses Gewächse wird auf der Insel eben so gebauet wie in Amerika; und da die meiste Reisebeschreiber seine Kultur schon abgehandelt, will ich sie nicht erst nochmal widerholen.

Vor Zeiten hat man eine gewaltige Menge Ochsen und Hammel aus Madagascar auf diese Insel herüber geholt; seitdem man aber genau berechnet, daß es mehr Gewinnst abwürfe, Sklaven statt der Ochsen herüber zu holen, ist die Viehzucht in Verfall gekommen, und noch nimmt sie von Tage zu Tage mehr ab, sowohl durch die Konsumption

der

der Kolonie als der landenden Schiffe. Zudem hat man auf der ganzen Insel noch keine Viehweide angelegt, oder wenn es ja geschehen, so war es mit soviel Unverstand, daß nicht eine einzige davon brauchbar geworden. Die Insel bringt von Natur in verschiedenen Gegenden ein besonderes Gras hervor, das an die fünf bis sechs Fuß in die Höhe wächst. Dieses Gras schießt bey Anfang der Regenmonate aus der Erde hervor, und wachset im Zeit von drey Monaten so lange nämlich der Regen anhält, bis zu seiner Vollkommenheit. Die Kolonisten, um diese Zeit zu benutzen, lassen dort an jenen Gegenden ihr Vieh weiden, das auch sehr schnell fette wird; sobald aber dieses Gras völlig ausgewachsen ist, so wird es zu einem so harten Stroh, daß es das Vieh nicht mehr genieſſen kann. Und kömmt noch durch irgend einen Zufall ein Funke Feuer darein, so fängt es straks zu brennen an, und brennt noch ein Stück von den nahegelegenen Waldungen mit sich ab.

Während der ganzen übrigen Jahrszeit irret das Vieh schmachtend in den Wäldern

herum. Der größte Fehler, den man auf dieser Insel begangen hat, und der dem Ackerbau am meisten schadet, ist der, daß man die Wälder durch Feuer ausgereutet, ohne hie und da zwischen den Feldern kleine Waldungen stehen zu lassen. Die Regenwolken, die in dieser Insel die einzige aber auch die beste Düngung für die Erde sind, ziehen sich allzeit gegen die Wälder, bleiben dort hangen, und befeuchten also die angebauten Felder nicht. Endlich haben durch dieses Versehen die Felder auch keinen Schutz wider die Heftigkeit der Sturmwinde, die oft eine ganze Erndte verderben.

Wir haben vorne gemeldet, daß die Holländer, die keine Wälder am Cap hatten, mit Fleiß einige hingepflanzt haben, um ihren Häusern und Feldern Sicherheit zu verschaffen. Die Insel France war mit Wäldern bedeckt; aber die Kolonisten haben sie weggebrannt.

Bemerkungen über die Küste von Koromandel.

In Ostindien war der Ackerbau immer recht blühend, indessen ist er doch seit den Eroberungen der Mogolen stark in Verfall gekommen; denn diese haben nach dem Beyspiel aller barbarischen Völker die Arbeit, die den Menschen nähret, verachtet, um sich desto mehr der verwüstenden Kunst des Krieges zu widmen.

Da sie als Eroberer das Land unterjochten, so eigneten sie sich alle Felder davon zu. Die mogolischen Kaiser haben sie in viele grosse widerrufliche Lehen eingetheilt, womit sie die Großen ihres Reichs belehnen; diese verpachten sie an ihre Vasallen, und diese wieder an andere, so daß die Felder jetzt nur blos noch von Tagwerkern und Knechten der Unterpächter bebauet werden.

Weil kein Land in der Welt so häufigen Revolutionen unterworfen ist als Indostan, das zwar Souverains hat, aber doch

dabey einer wahren Anarchie ausgesetzt ist, folglich sich die Lehensherrn und Pächter niemal ein gewisses und dauerhaftes Schicksal zu versprechen haben; so bemühen sie sich im geringsten nicht den Zustand des Ackerbaues zu verbessern, sondern sie sorgen nur ihre Felder und Ackersleute, soviel es möglich ist, auszusaugen. Zum Glücke für diese barbarischen Konqueranten ist das unterjochte Volk so sehr für seine alte Sitten eingenommen, daß es noch nicht nachgelassen hat, theils aus willkürlichem Geschmacke, theils aus Religionstriebe den Ackerbau zu betreiben. Ungeachtet der unerträglichsten Tyranney des Mogols bauet der Malabar, voll Verachtung gegen seinen Herrn, dem er gehorchen muß, mit dem nämlichen Eifer, als wenn er selbst der Eigenthümer wäre, das Feld, welches seinen Vätern gehörte, und ihm von den Tyrannen ist anvertraut worden.

Die Klasse der Ackersleute ist bey den Indianern sehr in Ehren. Die Religion selbst hat alles, was zum Ackerbau gehöret, geheiliget, sogar das Ackervieh mit einge-

rech-

rechnet. Da die Indianer überhaupt wenig Viehweide, wenig Pferde, und wenig Hornvieh haben, so hat es ihre alte Staatsklugheit zu einem Religionsverbrechen gemacht, eins von diesen nützlichen Thieren zu tödten.

Die Malabaren ziehen mehr Vortheil von ihnen, als jedes andere Volk; sie brauchen selbe, wie wir, zum Feldbau, und zum Fuhrwesen; zudem müssen sie auch Lasttragen. Rings um Pondichery sieht man kein anderes Lastthier: und ich glaube, man könnte sie in jedem Lande zu diesem Dienst gebrauchen.

Der Boden auf Koromandel ist leicht, sandicht und trocken. Die Malabaren aber bearbeiten ihn doch so gut, daß sie jährlich zweymal erndten, ohne ihn jemals brach liegen zu lassen. Zuerst bauen sie Reis, dann noch einiges Sommergetraide, als Hirsen, oder Bohnen, davon die Indianer eine Menge verschiedener Gattungen ziehen.

Aus allen Vortheilen der indianischen Ackerbaukunst ist die Wässerung der Reisfelder das merkwürdigste.

Maschine die Felder zu wässern.

Wenn das Feld, welches man wässern will, keinen hinreichenden Bach oder Brunnen in der Nähe hat, so gräbt man einen Brunnen, an dessen Rand man einen Pfeiler aufrichtet, der eben so hoch, als der Brunnen tief ist. Dieser Pfeiler ist an der Spitze in Form einer Gabel in zween Theile gespalten, durch welche ein eiserner Nagel horizontal durchgeht; dieser Nagel trägt einen Walzbaum, der mit Sprossen zum Auf- und Absteigen versehen ist. Der obere Theil dieses Walzbaumes reicht ungefähr um drey Fuß über den Pfeiler hinaus, und hält eine lange Stange, die mit dem Pfeiler parallel lauft. An dieser Stange hangt ein grosser Wassereymer von Holz oder Kupfer. Neben dieser Maschine ist ein gut gemauertes Wasserbehältniß, in welches man das aus dem Brunnen geschöpfte Wasser hineingiesset. Dieses Behältniß ist etwas

mehr erhöht, als das Feld, welches man wässern will. Sein Ausfluß ist der Lage des Feldes angemessen. Wenn alles dieses so zubereitet ist, steigt einer auf den Sprossen des Walzbaumes bis an die Spitze des Pfeilers. Sobald er droben ist, senkt ein anderer am Rande des Brunnens Stehender den Eymer in das Wasser; der oben an der Spitze des Pfeilers steigt auf den nämlichen Sprossen des Walzbaumes herunter, und hebt also den vollen Eymer bis zum Wasserbehältniß empor, der andere aber leert ihn aus. Wenn das Behältniß voll ist, öfnet man den Ausfluß, die Wässerung fängt an, und wird durch die Arbeit dieser zween fortgesetzt, die oft ganze Tage damit zubringen, der eine mit Auf- und Absteigen, der andere mit Ausleerung des Eymers.

Ackerbau.

Die Malabaren bearbeiten ihre Felder beynahe mit eben solchen Instrumenten, wie in Frankreich, daran spannen sie Ochsen oder noch gewöhnlicher Büffel, denn diese letz-

tere sind viel stärker, und können die Sonnenhitze besser aushalten, als die gemeinen Ochsen, die auf Koromandel überhaupt ziemlich schwach und klein sind.

Hammel- und andere Viehzucht.

Diese Thiere werden mit Stroh von Reis, einigen Kräutern und gekochten Bohnen gefüttert. Man sieht hie und da auf den Feldern Heerden Ziegen und Hammel, die sich darinn von der unsrigen unterscheiden, daß sie statt der Wolle Haare tragen. Diese Heerden sind alle sehr mager und vermehren sich wenig.

Wenn die Indianer ebenfalls Fleisch essen wollten wie die Europäer, so würde das Land bald ganz von Viehe leer seyn. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß das Religionsgesetz, welches den Indianern das Fleischessen als ein Laster verbietet, durch einen klugen Staatsmann sey gemacht worden, der das Ansehen der Religion zu Hilfe nahm, die Beobachtung eines Gesetzes aus-

zuwürken, daß die physikalische Beschaffenheit des Landes nothwendig macht.

Die Malabaren nähren sich von Getraide, Butter, Hülsen- und Baumfrüchten. Sie essen nichts, was Leben hatte. Dieß sind die Gegenden, die auf der Süd- und Ostseite von Indostan liegen, die das Kornmagazin dieses weitläufigen Reichs sind, und es beständig im Ueberfluß erhalten. Diese Länder sind noch in den Händen der Eingebohrnen von Indien geblieben, deren Gesetze den Ackerbau sehr gut unterstützen. Die Mogoln haben schon öfters Versuche gemacht, sie unterwürfig zu machen, aber vergebens.

Gärten.

Man sieht in diesen Gärten der Malabarn keine Hülsenfrüchten, die den unsrigen gleich kämen. Ihre verschiedene Bohnen abgerechnet, ist das beste aus ihren kultivirten Gartengewächsen die Bazella, die man in Frankreich unter den Namen des chinesischen Spinats kennet. Dieß ist eine

von sich selbst blühende, und in die Höhe wachsende Pflanze; man schlängelt sie an Stäbgen hinauf wie unsre Erbsen, oder man stützt sie an eine Wand, die sie in kurzer Zeit recht angenehm umlaubt: sie hat einen Geschmack beynahe wie unser Spinat.

Die Gartenkunst ist auf der Küste von Koromandel wenig bekannt. Die Obstgärten sind dort besser bestellt, als die Gemüßgärten, obgleich auch ihre Baumfrüchte mit den europäischen nicht zu vergleichen sind. Die Indianer verstehen die Kunst einzupfropfen nicht; ihre gemeinsten Früchte sind: Ananas, Manguen, Bananen und Gouyaven. Die ersten zwo wachsen vortreflich auf der Küste Malabar, und in verschiedenen Gegenden Indiens; aber auf der Küste Koromandel sind sie nur von mittelmässiger Güte.

Der Cocosbaum.

Der nützlichste aus ihren Bäumen ist unstreitig der Cocosbaum. Dieser trägt an einer Traube Nüssen von erstaunlicher Größe.

Läßt

Läßt man diese Nüsse reif werden, so geben sie eine Menge Oel, davon die Indianer verschiedenen Gebrauch machen, besonders brauchen sie es zur Zurichtung ihrer Gartengewächse, ungeachtet des unangenehmen Geschmacks, den dieses Oel jedem verursacht, der nicht daran gewöhnt ist. Die beste Art, diesen Baum mit Vortheil zu kultiviren, ist Wein davon abzuzapfen. Die Indianer warten die Zeit ab, da die Cocosnüsse bis zur Größe unsrer gemeinen Nüssen anwachsen, welches bald nach dem Abfall der Blüthe geschieht: dann schneiden sie 7 bis 8 Zoll den Stiel der Traube vom Stamme des Baumes ab, und hangen ein irdenes Gefäß daran, um den herausfliessenden Saft aufzufangen; die Oefnung dieses Gefässes wird ringsum genau mit Leinwand umwunden, damit ihn der Einfluß der äusseren Luft nicht sauer mache; innerhalb 24 Stunden ist das Gefäß gefüllt, und muß also alle Tage mit einem neuen verwechselt werden. Dieser natürliche Wein heißt Sury, und wird ohne weiters so verkauft und getrunken. Er hat beynahe den Geschmack, und thut die nämliche Wirkung

wie unser Traubenmost; aber er erhält sich nur wenige Tage; man muß ihn distilliren, sonst versäuert er, und ist nicht mehr zu trinken. Wenn er distillirt ist, dann nennt man ihn Rack, und er ist stärker als unser Brandwein.

Ein Cocosbaum, aus dem man Wein zapft, trägt oft eine Pagode Gewinnst ein, (nach unserer Münze etwa 5 Reichsthaler) diese Bäume werden 25 bis 30 Fuß weit von einander gepflanzt; sie werden erst nach 10 oder 12 Jahren fruchtbar; aber dann tragen sie länger als 50 Jahre Früchte oder Wein. Der sandichte Boden ist für sie der beste, ja sie wachsen sogar im puren Sande ziemlich gut.

Die Malabarn bauen auch verschiedene Pflanzen mit ölichten Körnern, wie Sesam und Ricin oder Palma Christi. Das frische Oel aus dem Saft dieser letztern Pflanze, das bey uns als ein scharfes zehrendes Gift bekannt ist, muß in Indien keine so schlimme Wirkungen machen, denn die Malabarn brauchen es als eine gelinde, abführende

Arz-

Arzney, und das beste Mittel wider verschiedene Krankheiten der säugenden Kinder, denen man alle Monate einen Löfel voll mit eben soviel Muttermilch vermischt davon eingiebt. Ich schliesse diesen Artikel mit der Anmerkung, daß man sich irren würde, wenn man aus dem, was ich vom Ackerbau auf Koromandel gesagt habe, einen allgemeinen Schluß über den Ackerbau in ganz Ostindien ziehen wollte: diese Küste, und was davon abhangt, ist nur ein kleiner Theil des eigentlichen Ostindiens, und dieser Theil ist gerade der unfruchtbareste und am meisten der Verwüstung ausgesetzt, theils durch die beständigen Einfälle der Mogolen während ihren Kriegen, die sie selbst ohne Unterlaß mit einander führen, theils durch ihre verderbliche Regierungsart. Die Küste Orixa, die Küste Malabar, die Gegend um Surate, die Ufer des Ganges und das innere Indostan sind viel fruchtbarer, und der Ackerbau ist in einigen dieser Gegenden viel blühender. Ich stehe nur für das, was ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte.

Zustand des Ackerbaues im Königreiche Siam.

Das auf der Halbinsel jenseits des Ganges gelegene Königreich Siam hat überhaupt einen guten Boden, und sehr fruchtbare Felder. Dieses Reich ist wie Indostan durch eine von Morgen gegen Süden zulaufende Kette von Bergen getheilet, und genießt also das ganze Jahr hindurch zwo ganz entgegengesetzte Jahrszeiten. In dem westlichen Theil, der an dem Meerbusen von Bengala gränzet, regnet es ganze sechs Monate so lange die Westwinde wehen. Diese feuchte Jahrszeit macht in diesen Theil den Winter aus; während dessen herrscht auf der andern Helfte des Königreichs, die gegen Osten liegt, das schönste heiterste Wetter, und man spürt die entgegengesetzte Jahrszeit des anderen Theils blos durch die Ergiessung des Menam. Dieser Fluß kömmt aus Thälern her, wo das meiste Regenwasser zusammenläuft; er ströhmt an den Mauern der Hauptstadt vorbey, und überschwemmt alle Jahre einen herrlichen ganz

mit Reis bebauten Strich Landes ohne die mindeste Verwüstung darinn anzurichten. Der Schlamm, den der Menam zurück läßt, macht die Felder ausserordentlich fette; es scheint der Reis wachse im genauen Verhältniß mit dem Anwachsen der Ueberschwemmung, und der Fluß tritt ordentlich wieder in seinen Rinnsal zurück, wenn der Reis zur Reife kömmt, und sein Gewässer nicht mehr nöthig hat. Soviel hat die Natur für die Einwohner dieses schönen Landes gethan. Noch mehr, sie hat das Land mit einer Menge der besten Früchten, die fast ohne alle Kultur von selbst wachsen, gesegnet. Dergleichen sind die Ananas, die Manguſt, beynahe die besten Früchten, die auf den Erdboden wachsen; Mangen von verschiedenen Gattungen, alle vortreflich, eine unendliche Menge verschiedener Orangen und Bananas, Ducion, Gacca und andere schlechtere. Endlich war die Natur auch so gütig, und legte in dieser Gegend beynahe an der Oberfläche der Erde Gold- und Kupfer Minnen an, und noch eine gewisse Gattung von feinen indianischen Zinn, das man Calin nennt, und doch sind die

Einwohner von Siam mitten in diesem Paradiese, im Schooße aller dieser Reichthümer der Natur vielleicht das elendeste aus allen Völkern.

Die Regierungsart von Siam ist despotisch; der Souverain allein genießt die natürliche allen Menschen angebohrne Freyheit. Seine Unterthanen sind seine Sklaven; jeder davon muß ihm jährlich ganze sechs Monate persönliche Dienste verrichten, ohne daß er dafür bezahlt wird, selbst ohne die mindeste Nahrung zu empfangen. Die übrigen sechs Monate läßt er seinen Unterthanen über, um sich die nöthige Nahrung zu verschaffen. Kein Gesetz schützt den Privatmann wider die Unterdrückung; keines sichert ihn seines Eigenthums. Alles hangt von dem Eigensinn eines tollen unmenschlichen Fürsten ab, der seine Tage im Serail durchschwelgt; der nicht weis, was auffer seinem Pallast geschieht, am wenigsten den unglücklichen Zustand seiner Unterthanen. Indessen sind diese der unbegränzten Raubgierde der Großen des Hofes ausgesetzt, die seine ersten Sklaven sind, und die allein

an gewissen Tagen die Freyheit haben sich zitternd der Person des Despoten zu nähern, den sie als eine ihnen fürchterliche Gottheit anbethen.

Die Religion allein kann ihre Anhänger wider die Gewalt der Tyranney schützen, das ist jene, die sich zu Priester des Somonacondom, des Gottes der Siamer, aufnehmen lassen. Jeder der in diesen Stand eintritt, und das sind sehr viele, der ist durch das Gesetz verbunden unverehelicht zu leben; diese Verordnung verursacht in einem hitzigen Lande, wie Siam ist, eine Menge Unheils, und entvölkert das Reich ganz und gar.

Jedermann sieht leicht ein, daß bey einer solchen Regierungsform der Ackerbau nicht zunehmen kann; ja man könnte beynahe sagen, daß in Siam gar keiner getrieben wird, wenn man die kleine Strecke vom angebauten Land mit dem unermeßlichen Umfange des öde liegenden Bodens vergleicht.

Selbst in den bebauten Feldern kann man sagen, daß die Natur beynahe alles allein thut. Die Einwohner als unterdrükte, verworfene, muthlose, und so zu sagen unbewegliche Sklaven geben sich blos die Mühe, ihre Geschenke einzusammeln; und da das Land sehr weitläufig, die Bevölkerung aber sehr geringe ist, so bringt es das nöthigste fast ohne Arbeit doch überflüßig herfür.

Von dem an der Westseite dieses Reichs gelegenen Hafen Merdin bis an die Hauptstadt hin reiset man 10 bis 12 Tage über unermeßliche Ebenen, die gut bewässert sind, und einen vortreflichen Boden verrathen, einige davon scheinen auch einst angebaut gewesen zu seyn. Diese Reise muß man karavanenweise machen, um sich gegen Tiger und Elephanten zu erwehren, denen das schöne Land zur Wohnung überlassen ist; man reiset länger als 8 Tage ohne ein einziges Dörfchen anzutreffen.

Die Gegend rings um die Hauptstadt ist angebauet; die Felder des Königs, der

Für-

Fürsten, der Hofleute und der vornehmsten Offiziere verrathen die größte Fruchtbarkeit des Landes; man sagt dort für gewiß, daß diese Felder gewöhnlich 200 für 1 einbringen.

Reis bauet man in Siam auf folgende Art: anfangs säet man ihn sehr dichte in ein viereckichtes gut bewässertes Stück Feldes, und bedeckt ihn nur leicht mit Erde. Wenn die Pflanzen 5 bis 6 Daumen hoch gewachsen sind, hebt man sie aus und versetzt sie in kleine Stöckgen von 3 bis 4 Halmen, je eins von dem andern ungefähr 4 Daumen weit. Die Pflänzgen steckt man bis an die oberste Spitze in einen schlammichten Boden, der gut ist geackert worden, welches hier mit Büffeln geschieht. Der auf solche Art versetzte Reis geräth gut, und trägt ohne Vergleich mehr ein, als wenn man ihn auf den Boden wachsen liesse, wo er zuerst ist gesäet worden.

Zur Bearbeitung dieser Felder tragen das meiste bey die Chineser und Cochinchineser, die in der Hauptstadt wohnen.

Da diese Ausländer durch ihren Handel dem König viele Vortheile verschaffen, so werden sie auch aus Eigennutz von ihm wider alle Unterdrückung geschützt. An diese kultivirte Felder stossen noch andere, die ehemals verschiedenen Privatleuten gehörten, von ihnen aber aus Verdruß über die unaufhörlichen Erpressungen sind verlassen worden. Es ist zu bewundern, wenn man diese Felder sieht, die schon viele Jahre nicht mehr bearbeitet und besäet sind worden, und dem ungeachtet doch noch eine ansehnliche Menge Reis tragen. Diese Frucht, die nachlässig ist eingeärndtet worden, säet sich nun von selbst an, und wachset auch so blos durch Beyhilfe der Ueberschwemmungen des Menam; dieses beweiset genugsam sowohl die größte Fruchtbarkeit des Landes, als das Elend seiner Einwohner.

Die Obstgärten des Königs, der Großen und der Talapoins sind wunderschön durch die abwechselnde Menge ihrer Früchte, davon immer eine besser ist als die andere. Privatleuten aber ist es verboten dergleichen zu besitzen. Wenn irgend ein

Particulier das Unglück hat einen besonders guten Fruchtbaum, als etwa Manguſt, zu besitzen, so kommen alle Jahre ganz richtig die Soldaten, und nehmen alle die Früchte dieses Baumes für den König oder einen Minister in Beschlag. Sie zählen alle Früchte genau ab, sowohl die guten als die schlechten, und stellen dann den Eigenthümer zum Wächter darüber auf; und wenn zur Zeit der Reife die Zahl der Früchte nicht voll ist, so wird der unglückliche Eigenthümer erschrecklich mishandelt. Hieraus begreift man leicht, daß es der Nutzen der Privatleute erfordert keinen guten Fruchtbaum zu besitzen.

Die Einwohner von Siam ziehen sich auch einige Büffel und Ochsen, mit denen sie wenig Mühe haben. Morgens treiben sie selbe auf ein Brachfeld, wo sie Weide genug finden, und Abends sperren sie selbe in einen Park, um sie von den Tigern zu schützen, deren es hier eine Menge giebt. Herentgegen ziehen sie auch wenig Nutzen von ihnen. Ihre Religion, die nur die Talapoins recht einsehen, und die die näm-

liche ist, wie im eigentlichen Indien, verbietet ihnen Thiere zu tödten. Um diesem Gesetze auszuweichen, verkaufen sie ihr Vieh an die unter ihnen wohnende Mahometaner, die es schlachten, und ihnen das Fleisch wieder heimlich zu kaufen geben. Sie ziehen auch viel Geflügel, besonders Enten von der besten indischen Gattung.

Der König unterhält eine grosse Anzahl zahmer Elephanten. Jedes dieser ungeheurn Thiere beschäftiget 12 bis 15 Kerle, die ihnen Kräuter, Bananen und Zuckerrohr verschaffen müssen. Sie sind eigentlich zu nichts nütze als Parade zu machen. Sie zeigen, sagen die Siamer, die Größe ihres Königs, und dieser mißt seine Macht mehr nach der Zahl seiner Elephanten als seiner Unterthanen.

Uebrigens geben diese Thiere zu vielen Verwüstungen Anlaß. Ihre Wärter fordern von jedem Partikulier, der Felder oder Gärten besitzet, eine gewisse Summe Gelds, wollte er diese nicht bezahlen, so trieben sie ihre Elephanten auf die Felder und Gär-

ten,

ten, die dann alles verwüsten würden; und welcher Unterthan würde kühn genug seyn sich den Elephanten des Königs von Siam zu widersetzen, von denen viele, zur Schande des Menschenverstandes, Ehrentitel führen, und mit den vornehmsten Ehrenstellen des Reichs bekleidet sind.

Zustand des Ackerbaues bey den Malaien.

Südwerts von Siam liegt die Halbinsel Malaka. Dieses Land war einst bevölkert, und folglich auch gut angebaut. Seine Einwohner stellten einst ein mächtiges Volk vor, und spielten eine glänzende Rolle in Asien; sie bedeckten das Meer mit ihren Schiffen, und trieben einen unermeßlichen Handel. Vermuthlich hatten sie damals andere Gesetze als heut zu Tage. Sie schickten von Zeit zu Zeit eine Menge Kolonien aus, die nach und nach die Inseln Sumatra, Java, Borneo, Celebes, die Moluken, die Philippinischen und alle die unzähligen Inseln des ganzen asiatischen Archipels, der

ungefähr 700 Meilen in der Länge von Osten gegen Westen, und über 600 in der Breite von Norden gegen Süden begreift, bevölkerten. Alle Einwohner dieser Länder, oder wenigst die an den Küsten dieser Inseln wohnen, machen ein und das nämliche Volk aus; sie reden die nämliche Sprache; sie haben die nämlichen Gesetze und Sitten. Es ist sonderbar, daß diese Nation, die einen so beträchtlichen Theil des Erdbodens inne hat, in Europa kaum bekannt ist.

Ich will ihre Gesetze und Sitten beschreiben, dann wird man leicht auf ihren Ackerbau schliessen können.

Alle Reisende, die zu den Malaien kommen, verwundern sich sehr, daß sie in Süden von Asien, unter dem brennenden Klima der Linie die nämlichen Gesetze, Sitten, Gebräuche und Vorurtheile finden, wie bey den alten nordischen Völkern von Europa.

Die Malaien werden nach Lehengesetzen beherrschet, nach jenen tollen Gesetzen, die man schmiedete, um einige wenige ge-

gen

gen eine unumschränkte Obergewalt zu schützen, dabey aber ein ganzes Volk in die Sklaverey versetzte. Sie haben also auch die Sitten, Gebräuche und Vorurtheile, die diese Gesetze mit sich führen.

Ein Landesherr, der den Titel König oder Sultan führt, herrscht über Vasallen, die ihm gehorchen, wenn es ihnen beliebt. Diese haben wider ihre Unterlehnsleute, die ihnen oft gerade so begegnen. Ein kleiner Theil der Nation lebt unabhängig unter dem Titel Oramsai, oder Edle; diese verpfänden ihre Dienste, dem, der sie besser bezahlt, das heißt der beträchtlichste Theil der Nation besteht aus Knechten, und lebt in der Sklaverey.

Bey einer solchen Regierungsform sind die Malaien ein sehr unruhiges Volk, das Schiffart, Krieg, Räuberey, Auswanderungen, Kolonien, kühne Unternehmungen, Abentheuer und Galantrie liebt. Sie sprechen beständig von Ehre und Muth; in der That sind sie auch bey allen Ausländern, die mit ihnen zu thun haben, als das ver-

rätherischste, wildeste und unbändigste Volk auf Erden angesehen; was mir bey diesen Umständen am sonderbarsten vorkam, ist, daß sie die sanfteste Sprache von ganz Asien reden. Was Graf Forbin in seinen Nachrichten von der Wildheit der Makassaren sagt, ist ganz richtig, und läßt sich von allen malaischen Völkern behaupten. Da sie immer mehr für die unsinnigen Gesetze ihrer angeblichen Ehre, als für die Gesetze der Gerechtigkeit und Menschenliebe eingenommen sind, sieht man bey ihnen alle Tage, daß der Stärkere den Schwächern angreift. Ihre Friedens- und Freundschaftsschlüsse dauern nur so lange, als der Eigennutz, aus dessen Absichten sie selbe schlossen. Sie sind immer in Waffen, immer mit einander im Kriege verwickelt, oder beschäftiget ihre Nachbarn zu plündern.

Dieses wilde Wesen, daß die Malaien Tapferkeit nennen, ist bey allen europäischen Kompagnien, die Besitzungen in Indien haben, so bekannt, daß sie alle mit einander eine Verordnung festgesetzt haben, kraft welcher keiner ihrer Schiffskapitaine, der

nach den malaischen Inseln geht, einen Matrosen aus dieser Nation an Bord nehmen darf, oder höchstens nur in der äußersten Noth, und auch dann nur zween oder drey.

Man hat schon oft gesehen, daß diese grimmigen Leute, wenn man aus Unvorsichtigkeit nur wenige von ihnen am Bord nahm, in dem Augenblicke, da man am mindesten daran dachte, mit dem Dolch in der Faust ein Schif angriffen, und eine Menge Leute erwürgten, ehe man sich ihrer bemeistern konnte. Man hat gesehen, daß Barken mit 25 bis 30 Malaien besetzt kühn genug waren, europäische Schiffe von 40 Kanonen anzugreifen, in der Absicht, sie zu erobern, und daß sie wirklich einen Theil der Mannschaft mit dem Dolch niederstiessen. Die malaische Geschichte ist voll von dergleichen Zügen, die alle die rasendste Wildheit verrathen.

So lang der Malaie nicht Sklav ist, ist er immer bewaffnet. Er schämte sich ohne Dolch aus seinem Hause zu gehen. Dieses mörderische Werkzeug nennt er Krit,

in dessen Verfertigung sich die Nation selbst übertroffen hat.

Da dieses Volk in beständiger Unruhe und Gährung lebt, kann es sich nicht an die weite und fliegende Kleidungsart der übrigen Asiaten gewöhnen. Der Anzug der Malaien ist dem Leib auf das genaueste angepaßt, und mit vielen Knöpfen besetzt, die sich auf allen Seiten einander reiben. Ich führe diese Kleinigkeiten an um zu beweisen, daß selbst in den verschiedensten Himmelsstrichen aus gleichen Gesetzen auch gleiche Sitten, Gebräuche und Vorurtheile entspringen. Nothwendig ist also auch ihr Einfluß auf den Ackerbau immer der nämliche.

Die Gegenden, welche die Malaien besitzen, sind, überhaupt genommen, ziemlich fruchtbar. Es scheint, daß sich die Natur befliessen habe, ihre beste Produkte dorthin zu versetzen. Man findet hier die kostbaren Früchte, die in Siam wachsen, und noch viele andere von gleicher Güte, die auf diesen Inseln allein angetroffen werden. Das

platte

platte Land ist mit wohlriechenden Bäumen und Sträuchern bewachsen, als da sind: Aloe, Santat und Cassia odorata, eine Gattung Zimmet. Man athmet da eine durch tausend angenehme Blumen parfümirte Luft ein: diese Blumen wachsen wechselweise das ganze Jahr; ihr niedlicher Geruch dringt bis an das Innerste der Seele, und haucht einem die reizendste Wollust ein. Jeder Reisender, der auf den Fluren von Malaka spazieren geht, fühlt die größte Versuchung, sich in dieser Gegend niederzulassen, die einem blos auf Kosten der Natur so viele Annehmlichkeiten darbietet.

Die malaischen Inseln bringen viel Färberholz, besonders Sapan, welches das nämliche ist, wie das Brasilienholz. Man findet auch viele Goldminen, welche die Einwohner von Malaka und Sumatra Ophirs nennen; unter diesen sind einige, besonders die auf der östlichen Küste von Celebes und den benachbarten Inseln noch reicher, als die von Peru und Brasilien. Es giebt auch Kupferminen hier, die von Natur mit Gold untermischt sind, diese nen-

nen die Einwohner Tombague; auf den Inseln Borneo und Sumatra giebt es sehr reiche Minen von Calin; endlich ist auch sogar ein Diamantgrube bey Sukkadana auf der südöstlichen Seite von Borneo. Diese Inseln bringen ganz allein den Rotin, den Sagou oder Mehlbaum, den Kampher und alle die kostbaren Gewürze, die wir unter den Namen der feinen Gewürze kennen.

Das Meer ist eben so freygebig, als die Erde, es liefert Fische im Ueberfluße, und noch darüber Ambra, Perlen und die bey den Chinesern so beliebten Vogelnester, die eine gewisse Gattung kleiner Meerschwalben aus Fischlaich und Meerschaum in den Felsen bauet. Diese Nester geben eine ausserordentlich nahrhafte Speise, und sind von den Chinesern lange Zeit eben so schwer im Golde bezahlt worden, als sie wogen, noch jetzt werden sie ganz rasend theuer gekauft.

Mitten im Schooße aller dieser Reichthümer ist der Malaie doch ein elender Mensch. Der Ackerbau ist verachtet, und

wird blos den Sklaven überlassen. Aber diese Unglückliche, die von ihren unruhigen Herren immer vom Felde weggenommen und zum Kriege oder zu Seeräubereyen gebraucht werden, haben selten Zeit, und niemals Muth genug, die Felder gut zu bebauen. Das Land bleibt also ganz öde, so daß es nicht einmal so viel Reis und Getraide trägt, als die Einwohner zu ihrer Nahrung nöthig haben.

Der Sagou.

Der Sagoubaum ersetzt einigermassen den Abgang des Getraides. Dieser bewundernswürdige Baum ist das wohlthätigste Geschenk der Natur für ein Volk, das so wenig Anlag zur Arbeit hat. Er fordert keine Kultur; es ist ein Palmbaum, der von sich selbst in den Wäldern wächst, und zwar 25 bis 30 Schuhe hoch, zuweilen wird er so dicke, daß ihn ein Mann kaum umklaftern kann. Er vermehrt sich von selbst durch Körner und junge Schößlinge. Seine holzichte Rinde ist ungefähr einen Daumen dick, und bedeckt eine Menge länglichter in

einandergeschlungener Fibern, die eine Masse von klebrichten Mehl in sich einschliessen. Wenn dieser Baum reif ist, so zeigt er es dadurch, daß sich die äussersten Spitzen seiner Blätter mit einem weissen Staub überziehen. Auf dieses Zeichen haut ihn der Malaie nieder, zersägt ihn in länglichte Klösse, und schneidet diese zu vier Theilen. Aus diesen nimmt er die eingeschlossene an den Fibern hangende Masse Mehl heraus, dieses läßt er, in gemeinen Wasser gut auflösen, und presst es dann durch eine feine Leinwand, um alle Fibern ganz davon abzusöndern. Wenn dieser Teig einen Theil seiner Feuchtigkeit durch die Ausdünstung verloren hat, schüttet ihn der Malaie in Gefäße von verschiedener Form, darinn läßt er ihn trocknen und hart werden. Dieser Teig ist eine sehr gesunde Nahrung, und erhält sich mehrere Jahre.

Wenn die Indianer von dem Sagou essen wollen, so lösen sie ihn blos im Wasser auf; zu Zeiten lassen sie ihn auch ein wenig kochen. Sie besitzen die Kunst, das beste von diesem Mehl abzusöndern, und es

in kleine Körner wie Reiskörner zu formen. Der so zubereitete Sagou ist viel besser, als der gemeine, besonders für Alte und Kranke; auch ist er ein vortrefliches Mittel für die mit Brustkrankheit Behafteten. Kocht man ihn mit klarem Wasser, oder Fleischbrühe, so wird er zu einem weissen sehr schmackhaften Schaum.

Die Sagoubäume wachsen zwar von sich selbst in den Wäldern; aber die vornehmsten Malaien pflanzen sie häufig in ihren Gärten, weil sie ihnen die meiste Nahrung eintragen.

Dieses Volk könnte die schönste Obstgärten anlegen, wenn es sich die Mühe geben wollte alle die herrlichen fruchttragende Gewächse zu sammeln. So aber sind nur hie und da neben ihren Häusern oder auf den Feldern die Fruchtbäume zerstreuet und ohne alle Ordnung verpflanzt.

Die Bewohner dieser grossen Insel sind etwas bessere Ackersleute als die übrigen Malaien; aber erst seit dem sie den Holländern

ländern unterthan sind. Diese Nation hat sich die durch die Lehengesetze unter den Malaien entstandene Uneinigkeiten zu Nutzen gemacht, sie zu unterjochen, indem sie die Gewalt der Könige durch die Gewalt der Vasallen schwächte, und wechselweise wieder die Gewalt der Vasallen durch Unterstützung der schon geschwächten Könige herabsetzte.

Heut zu Tage sind die Javomer ziemlich ruhig, indem sie ihre friedensstörerische Gesetze beynahe ganz verloren haben. Sie bauen mit gutem Fortgange Reis, Koffee, Indigo und Zuckerrohr. Sie ziehen auf dem östlichen Theil der Insel und den daranstossenden Gegenden von Madur und Solor viele Büffel von erstaunlicher Größe, die sehr gutes Fleisch geben, und beym Ackerbau gute Dienste leisten. Noch ziehen sie auch zahlreiche Heerden Ochsen von der schönsten und größten Race, die ich je in der Welt gesehen habe. Die gemeinste Weide auf diesen malaischen Inseln ist das nämliche Gras, das auf der Insel France wächst, und von unsern Kolonisten so wenig benutzt wird.

Es

Es wäre zwar hier der Ort von der Kultur der Gewürze, des Indigo, der Zuckerrohre, und des Kampfers zu reden; aber das soll ein andersmal geschehen.

Ich hätte sehr gewünscht in diesem kleinen Auszug auch meine Bemerkungen über den Ackerbau in China mitzutheilen, damit man Nation mit Nation hätte vergleichen können Man hat gesehen, daß der Ackerbau bey barbarischen Völkern verachtet und herabgesetzt ist, daß er durch ihre verrückte Gesetze, die wahren Produkte der Tollheit, unterdrückt wird, und gleichsam in Fesseln liegt; man würde aber auch gesehen haben, daß diese nämliche, diese göttliche Kunst, die allein dem Menschen durch den Urheber seines Wesens ist gelehret worden; durch simple Gesetze unterstützt und vertheidiget wird; durch jene Gesetze der Natur, die sie selbst den ersten Menschen eingegeben, und die sich mit dem Anfang der Welt von Generation zu Generation bey einem klugen Volk erhalten haben, bey einem Volke, das unter allen Nationen des Erdbodens den Ackerbau am beßten betreibt.

Dieses Gemälde mit einander verglichen, würde auf einer Seite all das Elend und den unglücklichen Zustand darstellen, der durch die Vernachlässigung des Ackerbaues entspringt; auf der andern aber all das Glück und die Vortheile, welche diese Kunst, wenn sie nach ihrer Würde geehret, vertheidiget und geschätzt wird, der Menschheit verschaft.

Fortsetzung
der
Bemerkungen
über den Zustand
des
Ackerbaues
bey verschiedenen Völkern von Afrika
und Asien.

Fortsetzung
der
Bemerkungen
über den Zustand
des
Ackerbaues
bey verschiedenen Völkern von Afrika und Asien.

Ich habe vor einiger Zeit dem Publikum meine Bemerkungen über den Zustand des Ackerbaues bey den verschiedenen Völkern von Afrika und Asien mitgetheilt. Ich habe angemerkt, daß er bey den dummen und

faulen Negern auf der westlichen Küste von Afrika beynahe soviel als nichts sey; daß er herentgegen bey den Holländern am Cap unter dem Schatten der Freyheit in größter Blüthe stehe; man wird sich noch erinnern, daß er mit Ueberfluß belohnt werde auf den fruchtbaren Boden von Madagascar; dort wo ein simples Volk wohnt, das eben so simple Sitten und kein anderes Gesetz als das Gesetz der Natur hat.

Ich ließ der guten Kultur unsrer Insel Bourbon Gerechtigkeit widerfahren, indem ich anmerkte, daß diese Insel keinen Hafen hat; daß ihre Bewohner, die aus eben dieser Ursache wenig Umgang mit den Europäern haben, noch immer ihre simple dem Ackerbau so nützliche Sitten behalten haben. Ich habe auch zugleich gestanden, daß diese Kunst, die Fleiß und Simplizität fodert, auf der Insel France sehr vernachläßiget wird, die doch zween Häfen hat, und stark von unsern Schiffen besucht wird. Das unbeständige Gouvernement und die unruhigen Sitten der Europäer haben dort mehr Einfluß, und obwohl die Insel eben so fruchtbar

bar ist, als Bourbon und Madagascar, so erndtet sie doch wenig ein, und hat fast immer Abgang an Lebensmitteln.

Von da gieng ich zu den Indianern; ich zeigte, wie der Ackerbau durch die barbarischen Gesetze der Mogoln unterdrückt; aber durch die Religion, Sitten und den Fleiß der unterjochten Malabarn doch immer geschätzt und betrieben werde.

In Siam, bey dem glücklichsten Klima und dem fruchtbarsten Boden ist er durch den Despotismus herunter gesetzt, und durch das sklavische Volk, das nach dem Verlurst der Freyheit nichts mehr achtet, verlassen; in eben dem Zustand ist er bey den Malaien, die ein unermeßliches Land und unzählige Inseln besitzen, in denen die Natur ihre kostbarsten Schätze mit der größten Freygebigkeit verschwendet. Der verwüstende Geist der Lehengesetze, der dieses Volk beunruhiget, verhindert es, seinen herrlichen Boden zu bauen. Die Natur muß fast allein für die Nahrung sorgen.

Es ist wahrscheinlich, daß, wenn ein anderes aber auch durch Lehengesetze beherrschtes Volk ein eben so fruchtbares Land besässe, wie die Malaien, ihr Ackerbau ebenfalls nichts seyn würde. Nur das Bedürfniß zu leben kann solche Leute zwingen die Hand an den Pflug zu legen. Ich habe in meiner vorigen Abhandlung die interessantesten Vortheile der Kultur in einigen Orten genau bezeichnet; aber mein Hauptgegenstand war jederman bemerken zu machen, daß in allen Ländern der Welt der Zustand des Ackerbaues blos von den dort eingeführten Gesetzen folglich auch von den Sitten und Vorurtheilen, aus denen diese Gesetze entstehen, abhange. Ich fahre fort.

Macht des Ackerbaues.

Ursprung des Königreichs Ponthiamas.

Von Malaka gegen Norden zu liegt ein kleines Ländgen, genannt Kankar, oder wie es gemeiniglich auf den Seekarten steht Ponthiamas. Dieses Ländgen liegt zwischen dem Reich Siam, das durch seinen Despo-

tismus immer mehr und mehr entvölkert wird; zwischen Kamboya, das gar keine beständige Regierungsform hat, und zwischen den Besitzungen der Malaien, deren unruhiger Geist weder von innen, noch von aussen Friede halten kann. Von solchen Nachbarn umringt, war das schöne Land unbebaut, und beynahe ganz unbewohnt bis ungefähr vor 50 Jahren.

Ein chinesischer Negoziant kam mit seinem Schif öfters an diese Küste, und betrachtete sie mit jenem forschenden Geist, mit der überlegenden Klugheit, die seiner Nation so eigen sind. Es schmerzte ihn, daß ein so grosser Strich Landes auf immer unfruchtbar liegen bleiben sollte, da doch der Boden viel fruchtbarer war, als der beste in China: er machte also einen Plan ihn zu benutzen. In diesem Vorhaben warb er eine gewisse Anzahl Kolonisten, sowohl aus China als den benachbarten Völkern; dann verschafte er sich auf eine gute Art den Schutz der mächtigsten herumliegenden Fürsten, die ihn selbst eine Anzahl Truppen auf seinen Sold überliessen.

Auf seinen Reisen nach Batavia, und auf die philippinischen Inseln lernte er von den Europäern alles, was sie nach den Chinesern gutes in ihrer Staatskunst haben; er lernte die Kunst zu fortifiziren und sich zu vertheidigen. Der Gewinnst, den er aus seiner Handlung zog, setzte ihn bald in den Stand, daß er Wälle aufwerfen, Schanzgräben herumziehen, und sich mit Artillerie versehen könnte. Diese ersten Vorkehrungen stellten ihn gegen die Einfälle der angränzenden barbarischen Völker in Sicherheit.

Die Felder vertheilte er als ein wahres Geschenk an seine Kolonisten, ohne sich Frohndienste, Lehensgebühren oder andere dergleichen Rechte fürzubehalten, die dem Ackerbau am meisten schaden, und von keinem klugen Volk je sind ausgeübet worden; er verschafte auch seinen Kolonisten sogar noch alle Instrumente, die sie nöthig hatten, ihre Felder gut zu bestellen.

Da sein Plan war, ein Völkgen aus Acker- und Handelsleuten aufzurichten, so fand er für gut, ihnen nur solche Gesetze

zu geben, wie sie die Natur den Menschen unter allen Himmelsstrichen giebt; er verschafte diesen Gesetzen Ansehen, indem er selbst der erste war, der sie genau befolgte durch sein Beyspiel von Simplizität, Fleiß, Mäßigkeit, Aufrichtigkeit und Menschenliebe; er führte also eigentlich keine Gesetze ein; aber er that mehr, er führte gute Sitten ein.

Sein Ländgen wurde das Vaterland aller fleißigen Leute, die sich darinn niederlassen wollten. Sein Hafen war allen Nationen offen; durch solche Anstalten wurden die allzu häufigen Wälder bald niedergehauen, die Felder umgerissen, und mit Reis besäet; man grub Kanäle die Felder zu wässern; bald folgten reiche Erndten, die zuerst den Einwohnern ihre Nahrung verschaften, in kurzer Zeit aber zum Stof des ansehnlichsten Handels wurden.

Die umliegenden Barbarn, ganz erstaunt über die schnelle Verwandlung dieses sonst unfruchtbaren Landes, kamen und holten sich Lebensmittel aus dem Magazin

von Ponthiamas. Dieses kleine Ländgen ist jetzt die wahre Vorrathskammer dieses östlichen Theils von Asien. Die Malaien, die Einwohner von Cochinchina, selbst das fruchtbare Siam betrachtet diesen Hafen als das sicherste Zufluchtsort wider die Hungersnoth.

Reis wird in diesem Ländgen am meisten und zwar eben so gebaut wie in Cochinchina. Ich werde nachher davon reden, jetzt will ich nur anmerken, daß die glücklichen Einwohner von Ponthiamas ihren Ueberfluß nicht einer besondern Art der Landeskultur, sondern ihren Gesetzen und Sitten zu verdanken haben.

Wenn der chinesische Negoziant, der Stifter dieser handelnden Ackersgesellschaft, den übrigen Souverainen von Asien nachgeahmet und willkührliche Auflagen eingeführt hätte; wenn er nach dem Beyspiel seiner Nachbarn durch Einführung der Lehensherrschaft dem Scheine nach die Felder ihren Ackersleuten, im Grunde aber die eigenthümliche Herrschaft einem einzigen überlassen

lassen hätte; wenn er sich einen Pallast gebaut, und statt der Simplizität seines Hauses, Schwelgerey und Luxus darinn eingeführt; wenn er seine Größe darinn gesetzt, einen glänzenden Hof zu halten, sich von einem Haufen unnützer Diener umrungen zu sehen, und nur die schönen Geister zu schätzen; wenn er die arbeitsamen Leute, die die Erde umreissen, sie mit ihrem Schweise benetzen, und ihre Brüder ernähren, verachtet; wenn er seine Kolonisten wie Sklaven behandelt; wenn er die Fremden nicht als Freunde in seinem Hafen aufgenommen hätte, so würden die Felder seines Landes noch wüste und unbevölkert seyn, oder seine unglücklichen Einwohner würden ungeachtet ihrer Wissenschaft von Ackerbau, und sammt den besten Werkzeugen der Kultur Hungers sterben. Aber der einsichtsvolle Kiang-tse (so hieß der Negoziant) war überzeugt, daß auch er reich sey, sobald es seine Kolonisten seyn; er legte also nur eine mäßige Auflage auf die Einfuhr fremder Waaren; der Abtrag seiner Felder schien ihm hinreichend ihn mächtig zu machen. Seine Aufrichtigkeit, seine Mäßigung, seine Menschen-

liebe verschaften ihm Ehrfurcht. Er verlangte nicht seine, sondern die Herrschaft der Vernunft festzusetzen. Sein Sohn, der jetzt an seinem Platz ist, hat mit den Gütern seines Vaters auch seine Tugenden geerbt. Er ist durch den Ackerbau und Handel mit Lebensmitteln, die sein Ländgen trägt, so mächtig geworden, daß ihn die benachbarte Barbaren alle den Titel eines Königs geben, den er aber verschmäht. Er verlangt kein anderes Recht der Hoheit, als das schönste aus allen, nämlich jedem Menschen Gutes thun zu können; er ist zufrieden, daß er der erste Ackersmann und der erste Negoziant seines Landes ist, und verdient also eben wie sein Vater nicht nur den Namen eines Königs, sondern den noch grösseren eines Wohlthäters der Menschheit.

Nur noch ein paar Wörtgen so obenhin über den Unterschied solcher Leute, wie Kiang-tse, und jener berühmten Konqueranten, die die Erde geschreckt und verwüstet haben, und die durch das Recht der Ueberlegenheit Gesetze gaben, die auch nach ihrem

Tode noch Jahrhunderte lang das Elend der Welt verursachen!

Kamboya und Tsiampa.

Von Ponthiamas gegen Norden liegt Kamboya und Tsiampa. Diese Landschaften sind von Natur sehr fruchtbar, besonders Kamboya, das einst gut kultivirt gewesen zu seyn scheint; die Regierungsform dieser zween kleinen Staaten ist immer abwechselnd; die Einwohner beschäftigen sich von Zeit zu Zeit einen Tyrannen zu stürzen, um einen andern auf den Thron zu setzen, und vernachlässigen dabey die Landeskultur. Ihre Felder könnten mit Reis und Heerden bedeckt seyn, so aber sind sie gezwungen von den Wurzeln des Unkrauts zu leben, das auf ihren Feldern wächst.

Wenn man durch das Land reist, so trift man mit Verwunderung in einiger Entfernung von Kamboya die Ruinen einer alten aus Steinen gebauten Stadt an, deren Bauart einige Aehnlichkeit mit der Europäischen hat. Die herumliegenden Felder

zei-

zeigen noch Spuren von Ackerfurchen, die einst müssen da gewesen seyn. In dieser Gegend müssen einst Ackerbau und Künste geblühet haben; aber sie sind samt dem Volk, das dieß Land besaß, verschwunden. Die heutigen Einwohner haben keine Geschichte, nicht einmal eine mündliche Tradition, die uns über diesen Gegenstand könnte Aufklärungen geben.

Cochinchina.

Die Cochinchineser, die auf der Nordseite an Kamboya gränzen, und die Felder dieser Landschaft wüste liegen sahen, nahmen erst vor einigen Jahren die ihnen am nächsten gelegenen im Besitz, und führten eine Kultur darinn ein. Die ganze Provinz Donnay, die auf diese Art von Kamboya abgerissen worden, ist nun der Kornboden von Cochinchina. Dieses Reich, das eines der beträchtlichsten auf der Ostseite von Asien ist, wurde vor etwa 150 Jahren von einer kleinen wilden Nation bewohnt, diese hieß Loi, lebte von Fischfang, Wurzeln und Früchten, ohne sich um den Feldbau anzunehmen.

Ein

Ein tunquinesischer Fürst, der Oberaufseher über den Pallast des Königs von Tunquin war, und mit seinem König einen unglücklichen Krieg führte, setzte mit seinen Soldaten und übrigen Anhängern über den Fluß, der Tunquin von Cochinchina scheidet. Die wilden Einwohner dieses Landes flohen vor diesem neuen Ankömmling auf die Gebürge von Tsiampa. Mit diesen führten die flüchtigen Tunquineser einige Jahre Krieg, blieben aber endlich doch im ruhigen Besitze dieses Landes, das auch jetzt noch Cochinachina heißt, und von Norden gegen Süden 200 Meilen in der Länge hat; die Breite aber von Osten gegen Westen ist mittelmäßig und sehr ungleich. Nun legten sich die neuen Bewohner gänzlich auf den Ackerbau; sie fiengen an Reis zu bauen, der die gewöhnlichste Speise der Asiaten, und folglich eines der nöthigsten Lebensmittel ist. Sie theilten sich in kleine Haufen, und machten sich auf fruchtbaren Ebenen an Ufern der Bäche ansässig.

Der reichhaltige, aber bisher immer wüste gelegene Boden, bezahlte ihnen bald

ihre Arbeit im Ueberfluß; die Bevölkerung nahm im Verhältniß mit der wachsenden Kultur zu; endlich vermehrte sich das Volk so sehr, daß ihm seine eigenen Felder zu enge wurden, und sie also gezwungen waren die von Kamboya, die ohnehin ganz verlassen waren, in Besitz zu nehmen. In keinem Lande habe ich die Bevölkerung so schnell zunehmen sehen, als in Cochinchina; zu diesem hilft Klima und Ueberfluß; am meisten aber die simplen Sitten der Nation, das kluge und geschäftige Leben der Weiber, und die Menge der vortreflichsten Fische, die sammt dem Reis die gewöhnlichste Nahrung des Volks ausmachen.

Kultur der verschiedenen Gattungen Reis in Cochinchina.

Die Cochinchineser bauen sechs Gattungen Reis. Der kleine Reis, dessen Körner dünne, länglicht und durchsichtig sind, ist der schmackhafteste, und wird den Kranken zu essen gegeben. Der grosse lange Reis hat runde Körner. Der rothe Reis wird

so

so genannt, weil seine Körner in einer röthlichten Hülse liegen, die ihnen so fest anhängt, daß eine besondere Arbeit nöthig ist, sie davon loszureissen. Von diesen drey Gattungen nährt sich das Volk, und diese wachsen häufig. Die Felder, worauf sie wachsen, müssen gut bewässert werden.

Endlich bauen sie noch zwo Gattungen trocknen Reis, solchen, der auf trocknen Boden wächst, und wie unser Getraide nicht mehr Anfeuchtung braucht, als das Regenwasser.

Eine von diesen Gattungen trägt Körner so weiß, wie der Schnee; wenn sie gekocht werden, sind sie sehr klebricht; man macht verschiedenen Teig daraus. Mit beyden wird stark nach China gehandelt; man bauet sie nur auf Bergen und Hügeln, nachdem man die Erde etwas umgegraben hat. Man säet sie so, wie wir das Getraide gegen das Ende des Decembers, oder zu Anfange des Jenners, da die Regenzeit zu Ende geht. Dieser Reis steht nicht ganz drey Monate in der Erde, und trägt sehr viel ein.

Ich glaube, daß diese Pflanzen auch bey uns wüchsen, wenn wir sie hätten. Ich reisete im Jahr 1749, und 1750 öfters in Cochinchina über jene Berge, wo dieser Reis gebaut wird; sie sind ziemlich hoch, und die Luft auf diesen ist kalt. Ich habe dort im Monat Jenner 1750 beobachtet daß der Reis schön grün, und mehr als drey Daumen hoch war, und doch stund das reaumurische Thermometer nur 4 Grade ober dem Eispunkt.

Ich habe einige Centner von diesem Reis mit mir auf die Insel France genommen; dort wurde er mit Vortheil gebaut, und trug mehr, als eine andere Gattung würde getragen haben. Den Kolonisten war mein Geschenk desto angenehmer, da dieser Reis fruchtreicher ist, einen besseren Geschmack hat, keine Wässerung nöthig hat, und 15, oder 20 Tage weniger auf dem Felde steht, als die andern, er kann also noch vor der Zeit der Stürme eingeärndtet werden, die oft viel von den übrigen Gattungen verderben; denn diese wachsen langsamer, und verlangen bewässert zu werden, welches die

ungeschickten Kolonisten bis jetzt noch nicht gelehrnet haben.

Es war zu hofen, daß der mit dem Anbau dieses trocknen Reis verbundene Vortheil die Kolonisten aufmuntern würde ihn fleißig zu kultiviren, und daß man ihn nach einiger Zeit aus der Insel France leicht in unsere Gegenden würde verpflanzen können; aber ich habe mich vergebens bemüht, einigen aus dieser Insel zu erhalten; die Kolonisten, an die ich mich in dieser Absicht gewendet, haben wir nur gemeinen Reis geschickt, der Wässerung und ein warmes Klima verlangt. Die Kultur des trocknen Reis ist wie alle andere der Unschicklichkeit der Sklaven überlassen worden, die alle Gattungen von Reis durch einander mengten; nun wurde der aus Cochinchina viel eher reif als die übrigen; seine Körner fielen schon vor der gemeinen Erndte ab, und so hat sich nach und nach die ganze Gattung wieder aus der Insel verlohren. Wollte man wieder einen haben, so müßte man ihn aus der ersten Hand holen. Ein Reisender, der ohnehin in Cochinchina zu thun hätte,

und uns nur einige Pfunde dieses guten Gewächses gerade zu herausſendete um damit Verſuche in unſern Ländern anzuſtellen, würde uns einen groſſen Gefallen erweiſen.

Die Cochinchineſer bauen den Reis eben ſo wie die Malabaren auf Koromandel. Erſt ackern ſie das Feld zweymal mit dem Pfluge; den Reis ſelbſt ſäen ſie in ein kleines beſonders gut umgegrabenes Feldgen, deſſen Oberfläche ſie ein wenig anwäſſern, wenn der Reis 5 bis 6 Daumen hoch iſt, dann fahren ſie mit der Egge über das groſſe Feld, und bewäſſern es; dann heben ſie den Reis aus ſeinem erſten Einſatzort, und verpflanzen ihn auf das groſſe Feld in kleinen Stöckgen von 4 bis 5 Halmen, und jedes von dieſem 6 Fuß von dem andern entfernt. Dieſe Arbeit verrichten meiſtens Weiber und Kinder.

Ihr Pflug ſieht dem unſrigen ähnlich, nur daß die Pflugſchaar länger und breiter iſt. Zur Arbeit ſelbſt nehmen ſie nur Büffel. Dieſe Thiere ſind in Cochinchina ſehr gros, und viel ſtärker, als die Ochſen in

den

den hitzigen Ländern, sie gehen auch viel hurtiger auf dem Felde. Man spannt sie gerade wie unsere Pferde an dem Pflug.

Die Cochinchineser haben keine Maschine ihre Felder zu wässern; aber sie haben auch keine nöthig. Ihre Ebenen sind von einem Ende des Reichs bis zum andern durch eine Kette von Bergen durchschnitten, aus diesen fließen Brunnquellen und Bäche genug die Felder zu befeuchten, wenn man sie nur hineinleiten will.

Sie bauen noch mehrere Gattungen Getraide, als Mais, verschiedene Hirsen, Bohnen, Pataten, Juham und noch andere Erdgewächse zur Nahrung für Menschen und Thiere. Ihr vortheilhaftestes Gewächse aber den Reis abgerechnet, ist Zuckerrohr. Kein Land in Asien trägt deren soviel als Cochinchina.

Zuckerrohr.

Man bauet hier zwo Gattungen dieser Rohre, die eine wächst groß und dicke, ihre

Knorren stehen weit von einander; sie bleibt immer grün, hat viel Saft, aber wenig Salz. Diese Gattung dienet nur das Vieh zu füttern und zu mästen.

Man weiß in Cochinchina von der Erfahrung, daß aus allen eßbaren Gewächsen keines Menschen und Thiere so schnell fett mache als das Zuckerrohr, wenn man es grün ißt, so wie auch der Zucker, den man daraus zieht.

Die zwote Gattung ist dünner, kleiner, und hat ihre Knorren viel gedrängter beysammen. Wenn sie reif wird, nimmt sie eine gelbe Farbe an. Sie enthält auch weniger Wasser und Salz.

Diese Rohre werden so gepflanzet: erst durchgräbt man die Erde zween Schuhe tief; dann pflanzt man 3 und 3 Rohrzwibel in eine Einlage zusammen; diese Zwibel steckt man ungefähr 18 Daumen tief in die Erde, schachförmig in einer Entfernung von 6 zu 6 Schuhe. Man pflanzt sie zu Ende der Regenmonate, damit die Zwiebel noch an-

gefeuchtet werden, bis sie Wurzel gefaßt hat. Während der ersten 6 Monate sticht man das Erdreich zweymal mit dem Karst um, sowohl die nahen Kräuter zu tilgen, als den Stamen des Rohrs zu befestigen, indem man ringsum mehr Erde zulegt.

Zwölf und vierzehn Monate nach der Pflanzung sammelt man das erstemal ein. Die Rohre, welche 6 Fuß von einander sind gepflanzt worden, haben sich während der Zeit so sehr ausgebreitet, daß man sich mit dem Haumesser einen Weg durch das Feld machen muß.

Wenn die Rohre abgeschnitten, und in Bündel gebunden sind, werden sie in die Mühle gebracht um den Saft daraus zu pressen. Diese Mühlen sehen sehr viel den unsrigen in Amerika gleich, zu welchen man aus Abgang des Wassers Büffel oder Maulthiere braucht um sie in Bewegung zu setzen. Die Beschreibung dieser Mühlen kann man überall finden.

Wenn der Saft ausgepreßt ist, lassen ihn die Cochinchineser einige Stunden in grossen Kesseln sieden, damit er einen Theil seines Wassers ausdünste, dann tragen sie ihn auf den nächsten Markt, um ihn so zu verkaufen. Dieß ist das Ende des Fleises und des Gewinnstes des cochinchinesischen Pflanzers. Handelsleute kaufen diesen Saft, der bis jetzt noch einem klaren Wasser gleich sieht; sie lassen ihn auf ein neues kochen, werfen aber einige alkalische Materien in den Kessel, als zum Beyspiel Aschen von Bananen Blättern, oder von Muscheln, denn andere kennt der Cochinchineser nicht; diese Ingredienzen machen den Saft schäumen, und der Schaum wird alsogleich abgeschöpfet. Die alkalischen Salze beschleunigen die Absönderung des Salzes und Wassers; endlich formt sich der Saft durch die Heftigkeit der Aufwallung zu einen Syrup. Sobald dieser Syrup anfängt Perlen zu machen, gießt man ihn sachte in ein grosses irdenes Gefäße, und läßt ihn etwann eine Stund lang abkühlen. Bald darauf zieht sich an der Oberfläche des Syrups eine weiche und gelblichte Kruste zusammen, so-

bald diese erscheint, verliert man keinen Augenblick Zeit ihn in ein konisch geformtes Gefäß auszugiessen, das man den Model nennt. Liesse man den Syrup nicht abkühlen, so würde er zu einer harten Masse werden, und weil er auf solche Weise nicht körnicht wäre, würde er eine von den ersten Eigenschaften des Zuckers verlieren.

Die Model der Zuckersiedereyen in Cochinchina sind, wie unsere amerikanische von gebrannter Erde, ungefähr 3 Fuß hoch; an der spitzen Seite offen, und fassen gewöhnlich 40 bis 50 Pfund Zucker. Wenn diese Model gefüllt sind, setzt man sie auf irdene Gefässe, die eine so weite Oefnung haben, daß man die Spitze des Models darein stecken kann; sie müssen auch groß genug seyn, den gröbern Syrup zu fassen, der durch einige Strohalmen hinunterfließt, die einigermassen die Oefnung des Models stopfen.

Wenn man glaubt, daß der Syrup durch und durch so feste ist wie Salz, dann wird er gebleicht und purifizirt.

Man

Man läßt ein Stückgen feiner, weisser und leimichter Erde mit soviel Wasser auflösen, daß diese Erde nicht stark zusammen hält; dann legt man diese Erde ungefähr zween Finger dick auf den Zucker an dem nämlichen leeren Platz, der durch die Absönderung des gröbern Syrups entstanden; das Wasser, weil es mit Erde vermischt ist, dringt nur langsam in den Zucker, bleicht ihn, und zieht unmerklich den klebrichten Syrup mit allen dem Salz widerstehenden Theilen an sich. Ist die Erde trocken, so legt man wieder frisch aufgelößte an ihren Platz, und verfahrt wie das erstemal. Diese Operation dauert 12 bis 15 Tage; aber einige Cochinchineser verrichten sie auf andere Art.

Statt der aufgelößten Erde schneiden sie den Stamm eines Musa oder Bananenbaumes in kleine Stückgen, und legen sie auf den Zucker. Dieser Stamm ist sehr wässericht; sein Wasser ist sehr reinigend, und fließt nur in kleinen Tropfen aus dem Stamme. Die diese Art brauchen, sagen sie, daure nicht so lang, und bleiche besser.

So

So fabriziren die Cochinchineser ihren Zucker. Nachdem sie ihn genugsam gebleicht, verkaufen sie ihn auf offentlichem Markt, besonders an die Chineser und andere Fremde, die wegen den geringen Preiß dieser Waare zu ihnen kommen, denn nirgends kauft man den Zucker so wohlfeil als in Cochinchina.

Der weisse Zucker von der besten Gattung wird in dem Hafen Faiso gemeiniglich gegen andere Waaren ausgetauscht, so daß der cochinchinesische Zentner, der 150 bis 200 Pfund unseres Gewichtes hält, ungefähr auf sieben Reichsthaler im Werthe zu stehen kömmt. Dieser Zuckerhandel ist erstaunlich wichtig; China allein, das sich nicht Zucker genug zu seiner Konsumtion pflanzen kann, führt alle Jahre mehr als 40000 Tonnen aus Cochinchina aus, jede Tonne zu zwainzig Centner gerechnet.

Man muß bemerken, daß Cochinchina das eine solche Menge Zucker und um einen so leichten Preis liefert, ein ganz neues Reich ist, und also einestheils als eine

Ko-

Kolonie muß angesehen werden; man muß auch bemerken, daß der Zucker dort durch freye Leute gepflanzt und zubereitet werde. Man vergleiche einmal den Preiß des Zuckers aus Cochinchina mit dem Preis des Zuckers, den die Sklaven in den europäischen Kolonien pflanzen, und dann urtheile man, ob es nöthig war, die Sklaverey der nach Amerika geführten Afrikaner sogar durch ein Gesetz geltend zu machen, um Zucker in Amerika zu ziehen.

Nach allem dem, was ich in Cochinchina gesehen, kann ich nicht mehr zweifeln, daß freye Kolonisten nochmal soviel Zucker ziehen würden als die Sklaven, wenn man ihnen die Plantagen von Amerika frey überliesse.

Was hat denn endlich also das polizirte, das so aufgeklärte Europa, das immer von Menschlichkeit und Menschenliebe deklamirt, gewonnen, da es sogar durch Gesetze das Unrecht bestätigte, mit dem wir täglich in unsern Kolonien die menschliche Natur beschimpfen, da es zuläßt, die Menschen

schen dort so weit herabzusetzen, daß man sie blos als Lastthiere betrachtet? Das Gesetz der Sklaverey war seinem Vortheil so sehr zuwider, als es dem Gesetze der Natur und seiner Ehre zuwider ist, ich habe dieses schon öfters angemerkt.

Freyheit und Eigenthum sind der Grund des Ueberflußes, und eines vortheilhaften Ackerbaues; ich habe ihn in keinem Lande blühend gefunden, wo diese Rechte der Menschheit nicht eingeführt waren. Der nämliche Boden, der seine Gaben auf eine verschwenderische Art an freye Ackersleute ausspendet, scheint bey dem Schweiß der Sklaven zu verdorren. So wollte es der Schöpfer der Natur, der den Menschen frey erschuf, und ihm mit dem Befehl die Erde überließ, daß jeder sein Eigenthum im Schweiß seines Angesichts, aber frey bauen sollte.

Die Cochinchineser kultiviren noch viele andere nützliche Gewächse sowohl für ihre inländische Fabriken, als für ihren auswärtigen Handel.

Sie pflanzen Baumwollbäume, Maulbeerbäume, Pfefferbäume, Firniß, Thee, Indigo, Saffran, und noch eine ihnen allein eigene Pflanze, genannt Tsai, diese allein giebt eine schöne dauerhafte Smaragdenfarbe, wenn man sie wie Indigo zur Fermentation bringt

Diese Pflanze wäre ein kostbares Geschenke für unsre Kolonisten in Amerika. Kürze halber kann ich hier die Kultur aller dieser Gewächse nicht beschreiben.

Ueberhaupt besitzen die Cochinchineser einen herrlichen Boden, und kultiviren ihn gut. Ihre Berge sind unbebauet, weil die Bevölkerung noch nicht genug angewachsen ist, alle die Ebenen zu benutzen, die sie von Komboya in Besitz genommen haben. Doch ziehen sie von diesen Bergen das Adlerholz oder Aloe, welches das kostbarste Rauchwerk von der Welt giebt; das Sapanholz, welches das nämliche ist, wie Brasilienholz, und etwas wenigen Zimmet, der aber besser ist als jener von der Insel Ceylon. Die Chineser bezahlen ihn 3 bis 4mal

theu-

theurer als jenen, den ihnen die Holländer aus Ceylon zuführen.

Aus ihren Wäldern ziehen sie das beste Holz zur Tischlerarbeit, wie das Rosenholz; vortrefliches Holz zu bauen, wie den Theebaum, davon die königlichen Galeeren gebauet werden an der Zahl hundert, alle recht schön und dauerhaft. Endlich ziehen sie aus ihren Bergen, und den darauf wachsenden Wäldern Elfenbein, Bisam, Wachs, Eisen und sehr viel Gold.

Eben diese Berge sind voll von Wildprett als: Hirschen, Gemsen, wilden Ziegen, Pfauen, Fasannen. Die Jagd ist jedermann frey; aber sie ist gefährlich wegen der vielen Tieger, Elephanten, Rhinoceros und anderer wilden Thiere, davon die Wälder voll sind.

Das angränzende Meer sowohl als die Flüsse im Lande liefern eine Menge der besten Fische. Fischfang ist frey, und die Cochinchineser verlegen sich stark darauf.

Die zahmen Thiere, die sie ziehen, sind Pferde zum Reisen, Büffel zum Ackerbau, Ochsen, Schweine, Ziegen, Hünner von einer sehr grossen Race, Gänse und Endten zur Nahrung. Alle diese Thiere gerathen wohl, und sind da sehr zahlreich. Der König allein hat das Recht Elephanten zum Kriege zu halten, und darum ist er gar nicht zu beneiden. Er unterhält gemeiniglich 400, diese kosten ihn aber mehr als wenn er 4000 Soldaten hielte.

Früchten haben sie wenig gute; Ananas und einige Gattungen Orangen sind die besten im Lande. Sie kultiviren die Weinstöcke nicht, obwohl diese von Natur im Lande wachsen. Sie haben auch wenig Hülsenfrüchte, ihre Gärten sind also von schlechter Bedeutung. Bis jetzt haben sie sich nur mit dem Wesentlichsten beschäftiget.

Obwohl der Ackerbau in Cochinchina noch nicht auf dem höchsten Grade der Vollkommenheit ist, so sind ihm doch die Sitten des Landes sehr günstig, und man muß gestehen, daß er blühend sey. Die Einwoh-

ner

ner des Landes sind sanft, gastfreundlich, mässig und arbeitsam. Man sieht keinen Bettler im Lande, man hört weder von Räubereyen noch Todschlägen.

Ein Fremder kann von Norden bis Süden durch das ganze Land reisen, die Hauptstadt ausgenommen, ohne das ihm was im Wege gelegt wird. Man wird ihn überall mit vieler Neugierde, aber gut empfangen. Ich habe bey diesem Volk einen besondern Gebrauch beobachtet, der die Güte seines Karakters beweiset. Wenn ein Cochinchineser reiset, und seine Nahrung in den Gasthäusern nicht bezahlen kann, so geht er in das nächste beste Haus des Dorfes, wo er ist; kein Mensch fragt ihn darinn, was er will; er redet auch niemand an, sondern wartet still auf die Mittagszeit; sobald der Reis aufgetragen ist, setzt er sich mit den übrigen Hausleuten zu Tische, ißt und trinkt und geht wieder weg, ohne daß ihn jemand angeredet, oder er ein Wort gesagt hat. Man sah, daß er ein dürftiger Mensch folglich ein Bruder war, und so nahm man ihn ohne weitere Anfrage auf.

Die ersten sechs Könige, die Stifter dieser Monarchie beherrschten ihre Nation wie ein Vater seine Familie; sie führten kein anderes als das Gesetz der Natur ein, dem sie selbst am ersten gehorchten. Da sie Oberhäupter einer grossen Familie von Ackersleuten waren, gaben sie selbst Beyspiele ihres Fleises; sie ehrten und schützten den Ackerbau als die nützlichste und des Menschen würdigste Arbeit. Sie verlangten von ihren Unterthanen nichts als einen jährlichen Beytrag zur Bestreitung der Unkösten ihrer Vertheidigung wider ihre Feinde die Tunquineser.

Diese einzige Auflage war nach Billigkeit auf jeden Kopf getheilt. Jeder, der im Stand war die Erde zu bauen, bezahlte an den Landesherrn eine mässige Summe, die ihm verhältnißmäßig mit der Konstitution seines Leibes, und der Stärke seiner Arme auferlegt war. Unter dieser Regierungsform hat sich die Nation durch Beyspiele der Landeskultur so sehr vermehret. So lange sie lebten, sind die Verträge, die sie mit ihren vorigen Landesleuten geschloß-

schlossen, niemals über den Fluß, der die Gränzen zwischen Tunquin und Cochinchina machet, sich einander zu nähern, heilig gehalten worden. Durch diese genaue Beobachtung ist Cochinchina auf einen so hohen Grade der Bevölkerung, des Ackerbaues und der Macht gestiegen. Ihr Nachfolger der jetzige König hat ebenfalls ein gutes Herz; aber er hat die Schwachheit sich von denen beherrschen zu lassen, die sich seine Sklaven nennen. Diese Bößwichter haben das Interesse des Königs und der Nation getheilet, sie haben ihm den Durst nach Privatreichthümern eingeflößt. Das häufig gegrabene Gold macht, daß man schon den Ackerbau vernachläßiget. Sobald dieses im Pallast zu herrschen anfieng, folgten Sittenverschlimmerung und Luxus auf dem Fuße.

Unvermerkt fieng der König an die simplen Wohnungen seiner Vorfahren zu verachten; er ließ sich einen Pallast bauen, der eine Meile in Umkreiß hat, mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, und nach der Form des Pallastes zu Peckin gebaut ist. 1600 Kanonen stehen um diesen Pallast he-

rum, und künden dem Volk den nahen Verlurst seiner Rechte und seiner Freyheit an.

Er ließ sich einen Winterpallast, einen andern für den Sommer, und noch einen für den Herbst bauen. Diese Unkösten abzutragen war die alte Auflage nicht hinreichend; man vergrößerte sie also, man machte neue hinzu; da nun diese nicht mehr ein willkürlicher Beytrag sind, müssen sie schon mit Gewalt und Tyranney erhoben werden. Die Hofleute, die aus der Verschlimmerung des Fürsten ihren Vortheil ziehen, haben ihm den Titel König des Himmels Vous Tsoi gegeben; da er diesen Namen hörte, so hat er ihn auch angenommen.

Eines Tages sagte er zu mir: warum kömmst du nicht öfter dem König des Himmels deine Aufwartung zu machen.

Seine schlauen Höflinge, die immer alle Thüren des Pallastes besetzen, haben es schon so weit gebracht, daß ihnen die gemeinen obrigkeitlichen Personen nichts mehr zu befehlen haben; diese Freyheit machen

sie

sie sich zu Nutzen, die Ackersleute in den Provinzen zu drücken, und zu plündern.

Ich habe längs der Landstrasse hin ganze Dörfer gesehen, die erst kürzlich von ihren Einwohnern sind verlassen worden, weil sie durch unaufhörliche Frohndienste geplaget wurden, ihre Felder liegen also wieder brach. Bey all dieser Verwirrung hat der betrogene König, der allein die Ränke seiner Hofschranzen nicht einsieht, noch alle Hochachtung für die alten Sitten; er bauet zwar selbst nicht mehr das Feld wie seine Vorfahren; aber seine Absicht ist doch den Ackerbau zu schützen.

Ich sah ihn am neuen Jahrstag mit aller Simplizität seiner Vorfahren der allgemeinen Versammlung des Volks beywohnen; diese Versammlung wird alle Jahre an diesem Tag auf ofnem Felde gehalten, dabey schwört man sich einen wechselseitigen Eid, daß man die von dem ersten Vater des Volks gemachten Verträge heilig halten wolle.

Wenn der König von seinen Unterthanen spricht, nennet er sie noch immer seine Kinder. Ich hab ihn gesehen, daß er als ein simpler Partikulier bey der jährlichen Versammlung seiner Familie war; bey dieser Versammlung sitzt allzeit der Aelteste vor, ohne Rücksicht auf die Ehrenstellen, die vielleicht ein jüngerer hat; aber die ganze Sache schien mir ein blosses Ceremoniel. Man begreift leicht, daß die Menschen soviel als nichts sind, wo sich der König des Himmels zeigt.

Es ist wahr, daß die Verschlimmerung das Volk noch nicht allgemein angesteckt hat: sie ist noch in dem Pallast und in der Hauptstadt eingeschlossen; aber die Quelle davon liegt zu hoch, als daß sich ihre vergiftete Ausflüsse nicht auch in die Ebenen ausbreiten sollten. Die Verderbung eines Volks fängt sich immer bey den Großen an.

Wenn sie aber schon einmal alle Stände wird angesteckt haben, wenn die Grundstützen des Ackerbaues, der Freyheit und des Eigenthums werden umgestürtzet seyn;

wenn

wenn die Klasse der Ackersleute verachtet, und ihnen aller Gewinnst wird benommen seyn, was wird dann aus dem Ackerbau werden? Was wird ohne Ackerbau aus dem Volk werden, daß sich durch seinen Einfluß vermehrte; was wird aus dem Fürsten und den Unterthanen werden?

Sie werden so tief herunter sinken, als das Volk, das vor ihnen das Land besaß, so tief als jene Wilden, die es den Cochinchinesern abtraten; von diesen ist nun nichts mehr übrig als Ruinen einer grossen Mauer, die man nahe bey der Hauptstadt antrift, und die einst eine grosse Stadt in ihrem Umfange muß eingeschlossen haben.

Keine Geschichte, keine Tradition hat uns Nachrichten von dem Volk aufbehalten, das einst diese Mauer mit solchen Ziegeln bauete, wie man sie in ganz Asien nicht findet. Wenn man die Verschlimmerung der Sitten in Cochinchina betrachtet, so kann man darauf rechnen, daß ungeachtet aller Bemühungen der Ackerbau mehr ab- als zunehmen wird.

China.

Ich komme an das Ende meiner Reisen. Wenn ich von Cochinchina gegen Nord-Ost segle, so komme ich in China, das die benachbarten Cochinchineser allzeit mit Ehrfurcht das Reich des grossen Lichts Nuse D'ai Ming nennen. Nach einigen Tagreisen entdeckte ich noch kein Land; aber einen ganzen Wald von Masten; eine unzählige Menge Parken bedeckt das Meer. Mehrere tausend Fischer schwimmen darinn herum, und holen aus dem Wasser Nahrung für eins der größten Völker. Endlich entdecke ich Land; ich segle darauf zu bis an die Mündung des Tigers, immer zwischen Fischern, die auf allen Seiten ihre Netze auswerfen. Ich schiffe in den Fluß von Kanton hinein; er ist eben so bevölkert als das Land. Seine beyden Ufer sind mit Gebäuden besetzt; eine Menge Parken durchkreutzen ihn von allen Seiten mit Rudern oder Segeln, und verlieren sich wieder in Kanälen von Menschenhänden gegraben, in denen sie durch unübersehbare Fluren fort-

eilen,

eilen, die diese Kanäle bewässern und befruchten. Unermeßliche Felder mit reichen Erndten bedeckt, und mit gutgebauten Dörfern untermengt geben den Grund des Gemäldes. Berge in Amphitheaterform gehauen, stellen den Hintergrund dar.

Ich komme nach Kanton, das mir ein neues Schauspiel vorstellt: der Lerm, die Bewegung, die Menge Volks wird immer grösser. Ganz erstaunt über die Menge Menschen forsche ich nach der Anzahl der Einwohner von Kanton und seinen Vorstädten. Den verschiedenen Nachrichten zu Folge muß diese Stadt wenigst achtmalhundert tausend Seelen haben. Zu meiner noch grösseren Erstaunung höre ich, daß 5 Meilen von Kanton gegen Norden ein Dorf liegt, Fapan genannt, das eine Million Einwohner hat, und daß dieses ganze grosse Reich, das ungefähr 600 Meilen von Norden gegen Süden, und eben soviel von Osten gegen Westen enthält, eine unzählbare Menge Volks in sich hält.

Wie kann die Erde eine solche Zahl Menschen nähren, haben die Chineser vielleicht ein besonderes Mittel ihre Nahrung zu vermehren? Um mich aus dieser Ungewißheit zu ziehen, besuche ich die Felder, nahe Bekanntschaft mit Ackersleuten, die überhaupt sehr artig und freundlich sind, und die Landesgebräuche so gut wissen, als die Bewohner der Städte. Ich forsche sie aus, ich sehe ihren Arbeiten zu, und finde, daß das ganze Geheimniß darinn bestehe, daß sie ihre Felder gut düngen, sie zur gehörigen Zeit gut umackern, besäen, und jedes Flekgen Land benützen, welches was tragen kann, und daß sie endlich die nöthigsten Getraidarten vor allen andern kultiviren.

Dieses Ackerbausystem ist beynahe das nämliche, das wir in all unsern Schriften so sehr empfehlen, und das unsre gemeinsten Bauern wissen; etwas besonders aber ist, daß die Chineser keine Wiesen, weder natürliche, noch angelegte, haben, und daß sie von Brachfeldern gar nichts wissen.

Die Landleute in China würden eine Wiese als ein unfruchtbares Stück ansehen. Sie bauen überall Getraide, und besonders an den Plätzen, die wir zu Wiesen machen, weil sie gewöhnlich niedriger liegen, und folglich auch fruchtbarer sind. Sie sagen, daß ein mit Getraide besäetes Stück Feld immer so viel Stroh für das Vieh gebe, als es Heu giebt, und daß man auf dieser Wiese Menschen und Viehe zugleich nähren, auf allen Fall auch im Ueberfluß dem Viehe noch etwas Getraide überlassen könne. Dieses ist ihr System, das sie im ganzen Reiche seit der Stiftung der Monarchie schon mehr als 40 Jahrhunderte hindurch mit Vortheil und Gewinnst befolgen.

Noch unbegreiflicher ist es, daß sie ihre Felder gar niemals ruhen lassen. Unsere eifrigen Landsleute, die den vernachläßigten Ackerbau empor zu bringen arbeiten, haben die Vermehrung der angelegten Wiesen im Abgange der natürlichen als das einzige Mittel angesehen, sich Düngung zu verschaffen, ohne doch jemals zu hoffen, daß man die Brachfelder ganz aufheben

könne,

könne, so sehr man auch immer die Wiesen vermehret habe.

Dieses nämliche System, das seinen Erfindern so vortreflich scheint, und bey unsern Ackersleuten so gut angenommen ist, wird doch durch die beständige Erfahrung des größten und ältesten Volks das je Ackerbau getrieben hat, widerlegt; diese Nation sieht den Gebrauch der Wiesen und Brachfelder als einen Mißbrauch an, der dem Ueberfluß und der Bevölkerung, dem Hauptgegenstand des Ackerbaues, gerade entgegen steht.

Ein chinesischer Bauersmann würde lachen, wenn man ihm sagte, daß die Erde zu bestimmter Zeit Ruhe nöthig habe; könnte er unsre Schriften und Grübeleyen über den Ackerbau lesen, würde er uns versichern, daß wir noch weit von der ächten Kenntniß dieser Kunst entfernet seyn. Und was würde er sagen, wenn er unsre Felder sähe, einen Theil brach, einen Theil unnütz bebaut, noch einen andern schlecht bearbeitet; wenn er sähe, wie elend und barbarisch

die Ackersleute gehalten sind? Die Felder in China sind überhaupt auch nicht besser als die unsrigen; es giebt dort ebenfalls gute, mittelmäßige und schlechte; guten und leichten Boden, leimichte, sandichte, und steinigte Gründe.

Alle diese Felder tragen jährlich sogar in den nördlichen Provinzen ein oder zweymal; in den südlichen Provinzen tragen einige sogar fünfmal in zwey Jahren, ohne jemals auszuruhen, und dieses schon einige tausend Jahre hindurch.

Die Chineser brauchen die nämliche Düngung wie wir, um ihren Feldern neue Salze und Säfte zu verschaffen, die sie ohne Aufhören entschöpfen. Dazu nehmen sie Mergel, gemeines Salz, Aschen, Mist von Thieren, und besonders jenen, den wir in die Flüsse schütten; sie nehmen den Urin, der zu diesem Ende sorgfältig in den Häusern aufgehoben wird; kurz alles, was aus der Erde kömmt, das wird mit größtem Fleiß wieder darauf getragen, in was immer für

eine

eine Form es Kunst oder Natur mag verkehret haben.

Wenn es ihnen an Düngung mangelt, so graben sie statt dessen die Erde tief um, und so bringen sie statt des entschöpften Bodens einen neuen saftvollen auf die Oberfläche empor.

Ohne Wiesen zu haben ziehen sie soviel Pferde, Büffel, Ochsen, und andere Thiere, als sie zur Arbeit, Nahrung und Düngung nöthig haben. Einige dieser Thiere werden mit Stroh, andere mit Wurzeln, Bohnen und Getraide gefüttert. Sie haben zwar weniger Pferde und Ochsen als wir; aber doch soviel als sie nöthig haben.

Das ganze Land ist mit Kanälen durchschnitten, die von einem Fluß zum andern gezogen sind, und dieses grosse Reich wie einen Garten an allen Orten befeuchten. Alle Reisen und Lieferungen werden mit geringerer Mühe und Kosten auf den Kanälen veranstaltet. Es ist nicht gewöhnlich die Schiffe mit Pferden zu ziehen, man bedient

sich der Segel, und besonders der Ruder, die dieses Volk so geschickt zu führen weiß, daß sie sogar die Ströhme aufwärts fahren können. Alles, was Menschen thun können, verrichten sie selbst ohne Thiere.

Das Ufer der Kanäle und Flüsse wird genau benutzt; man läßt nicht einen Daumen breit Land umsonst liegen. Die Landstrassen gleichen unsern Fußsteigen, denn Kanäle sind besser als Landstrassen. Sie machen die Felder fruchtbar, und liefern viele Fische. Ein Schif trägt mehr als ein Wagen, und verursacht bey weitem nicht so viel Unkösten.

Die Chineser kennen den Gebrauch unsrer europäischen Karossen und Equipagen nicht. Die viele tausend Kutschpferde unsrer Städte verzehren gleichsam umsonst die Produkte vieler tausend Tagwerke, von denen man eine Menge Menschen nähren könnte, die ohne Hilfe verhungern. Die Chineser nähren lieber Menschen als Pferde.

Der Kaiser und die Großen werden in den Städten sicher und anständig von Menschen getragen; ihr Zug geht langsam, und schadet niemanden der zu Fuß geht. Ihre Reisen machen sie bequemer, sicherer, prächtiger und wohlfeiler in Galeeren als wir in unsern Reisewägen.

In ganz China trift man keinen Park an, um wilde Thiere darinn zu hegen. Ihre Land- und Lusthäuser zeigen überall das Nützliche der Kultur mit dem Angenehmen vermischt. Das Angenehmste ist eine reizende Lage, eine schöne Harmonie aller Theile, und jene glückliche Nachahmung der schönen Unordnung der Natur, von der die Kunst ihre Züge entlehnt hat.

Die steinigsten Gegenden, die man in Europa zum Weinbau brauchen würde, müssen hier Getraide tragen. Die Chineser kennen zwar den Weinbau, und ziehen einige Stöcke, den Wein aber sehen sie als Luxus und Ueberfluß an: sie glaubten wider die Menschheit zu sündigen, wenn sie sich mit Fleiß ein angenehmes Getränke bereit-

reiteten, während daß aus Abgang des Getraides, das der Weingarten würde getragen haben, jemand Gefahr liefe zu verhungern.

Selbst die steilsten Berge werden benutzt; man sieht sie durch das ganze Land in verschiedene Terrassen gehauen, die von weitem hohen Pyramiden gleich sehen. Jede dieser Terrassen trägt jährlich etwas Getraide oft sogar Reis; am meisten ist dabey zu bewundern, daß das Wasser des am Berge vorbeyfließenden Bachs oder Kanals von Terrasse zu Terrasse bis in die Höhe geleitet wird durch einen beweglichen Wasserleiter, den zween Menschen tragen, und in Bewegung setzen können.

Das Meer selbst ist durch Mühe und Fleiß gezwungen worden, einen Theil seines Bettes den Chinesern zu überlassen.

Die schönsten zwo Provinzen des Reichs Nankain und Tschekiang waren einst mit Wasser überdeckt, sind aber schon vor einigen tausend Jahren mit grösserer Kunst als

die heutigen holländischen Dämme zum festen Land umgeschaffen worden.

Die Chineser hatten mit einem Meere zu thun, das sich von Natur beständig von Osten gegen Westen an die Küste dieser zwo Provinzen drängt, da die Holländer nur ein Meer zu überwältigen hatten, das von sich selbst immer gegen Westen zurücktritt.

Die Chineser sind das arbeitsamste Volk des Erdbodens. Alle Tage des ganzen Jahrs widmen sie der Arbeit, ausser dem ersten, an dem man sich einander besucht, und dem letzten, an dem man seinen Vorältern die schuldige Ehre erweiset.

Ein müssiger Mensch würde äußerst verachtet werden; er würde als ein faules dem Körper des Staats schädliches Glied angesehen werden; das Gouvernement würde ihm keinen Aufenthalt verstatten, welches sich hiedurch merklich von allen übrigen Nationen unterscheidet, wo man nur jene hochachtet, die sich ein Geschäft daraus machen, nichts zu thun. Ein alter Kaiser in China,

der sein Volk durch eine öffentliche Ermahnung zur Arbeit aufmunterte, machte die Bemerkung, daß, wenn in einem Winkel des Reichs ein Müssiggänger ist, so müsse wieder an einem andern Ort einer seyn, der darunter leide. Dieß ist nun ein allgemeiner Grundsatz der Chineser, denn wer diesem gelehrigen Volk was kluges sagt, der thut soviel, als wenn er ihm ein Gesetz gäbe.

Soviel indessen von dem Ackerbau der Chineser, mehr kann ich für jetzt nicht sagen. Nur will ich noch anmerken, daß alle Gattungen von Kultur so gut betrieben werden, daß sie das so sehr bevölkerte Land mit allen Nothwendigkeiten zum Theil auch noch mit überflüßigen Lebensmitteln versehen, daß es nicht nöthig hat, etwas von Ausländern zu holen, sondern selbst noch viel ausführen kann.

Hieraus muß man schliessen, daß der Ackerbau nirgends so blühend sey, als in China; diese seine höchste Vollkommenheit hat er nicht einigen besondern Vortheilen

der Ackersleute, nicht einer besondern Form des Pfluges, sondern der Regierungsform zu danken, deren unumstößliche Grundsätze durch die Vernunft selbst sind gelegt worden; jenen Gesetzen, welche die Natur den ersten Menschen gelehrt, und sorgfältig von Generation zu Generation in den vereinten Herzen dieses grossen Volks erhalten hat; nicht aber jenen dunkeln sich selbst widersprechenden Gesetzbüchern, die Dumköpfe und Schurken geschmiedet haben. Endlich hat es auch diesen glücklichen Fortgang seinen simplen guten Sitten zu verdanken.

Dieses Reich wurde durch Ackersleute gestiftet, noch in jenen seligen Zeiten, da man die Gesetze des Schöpfers noch nicht vergessen hatte, da der Ackerbau noch die edelste und rühmlichste Beschäftigung aller Menschen war. Seit Fohi, der gemäß der Uebersetzung der zwey und siebenzig einige Jahrhunderte nach der Sündflut der erste Monarch, und also auch der erste Ackersmann dieser Nation war, haben sich alle folgende Kaiser ohne Ausnahme eine Ehre

daraus

daraus gemacht, die ersten Ackersleute der Nation zu seyn.

Die chinesische Geschichte hat uns von zween ihrer alten Kaiser einen besondern Zug der Großmuth aufbehalten; da diese unter allen ihren Söhnen keinen hatten, der des Thrones würdig war, ernennten sie gemeine gute Ackersmänner zu ihren Nachfolgern. Diese machten das Reich lange Zeit glücklich, und ihr Andenken ist noch in grossen Ehren. Jedermann begreift leicht, wie sehr dergleichen Beyspiele den Ackerbau empor heben.

Die chinesische Nation wurde immer wie eine einzige Familie beherrscht, davon der Kaiser Vater ist. Seine Unterthanen sind seine Kinder, und werden blos durch Verdienste und Wissenschaften unterschieden. Der alberne Unterschied zwischen Adel und Bürgerstand herrscht nur in den Sprachen der neueren und barbarischen Völkern, die unseren allgemeinen Ursprung vergessen haben, und ohne daran zu denken, die ganze Menschheit beschimpfen. Die älteren Völ-

ker, deren Regierungsform noch bis in die ersten Weltzeiten hinaufsteigt, erinnern sich allzeit, daß die Menschen alle gleich, edel, und Brüder sind. Ihre Sprache hat noch kein Wort erfunden um diesen angeblichen Unterschied der Geburt auszudrücken. Die Chineser, die ihre älteste Jahrbücher haben, und alle Kinder des Kaisers sind, sind noch niemal auf einen Unterschied der Geburt verfallen.

Aus diesem Grundsatz, daß der Kaiser Vater, und alle Unterthanen Kinder seyn, entspringen alle Pflichten der Gesellschaft, und der Moral, alle menschliche Tugenden, die allgemeine Willensvereinigung der Familie, folglich auch die Liebe zur Arbeit, besonders zum Ackerbau.

Diese Kunst wird von den Kaisern, den obersten Beamten, die nach Landesgebrauch nur durch Verdienste aus gemeinen Bauerssöhnen zu den höchsten Ehrenstellen des Reichs können erhoben werden; endlich von der ganzen Nation als die nützlichste und

noth-

nothwendigste aller Künste geehret, geschützt und ausgeübet.

Oeffentliches Gepränge beym Anfang des Feldbaues.

Alle Jahre am fünfzehnten Tage des ersten Mondes, der auf die ersten Tage unseres Merzmonats einfällt, verrichtet der Kaiser in eigener Person das bey Anfang des Feldbaues gewöhnliche Ceremoniel. Er läßt sich in grosser Pracht auf das dazu bestimmte Feld hintragen. Die Prinzen, die Präsidenten der obersten fünf Tribunale und eine gewaltige Menge Mandarinen begleiten ihn; zwo Seiten des Feldes sind mit Offizieren und der Leibwache besetzt, die 3te ist für die zusehenden Landleute, die vierte für die Mandarinen.

Der Kaiser geht ganz allein in das Feld, wirft sich auf den Boden, und stoßt neunmal mit seinem Haupt auf die Erde um den Gott des Himmels Tieng anzubethen; er spricht mit lauter Stimme ein gewisses Gebeth, um den Segen des höchsten Wesens

über seine und seines Volkes Arbeit zu erbitten; dann schlachtet er als oberster Priester des Reichs einen Ochsen, den er dem Himmel als dem Herrn aller Dinge opfert; während daß man dieses Opfer zertheilet, und auf einen Altar legt, bringt man dem Kaiser einen Pflug, an dem zween schön geschmückte Ochsen gespannet sind. Der Fürst legt seine Reichskleider ab, ergreift den Pflug, und ackert durch das ganze Feld einige Furchen; dann übergiebt er mit freudiger Mine den Pflug den vornehmsten Mandarinen, diese ackern einer nach dem andern, und befleissen sich es recht geschickt zu machen. Zum Beschluß dieser Ceremonie werden Stoffe und Münzen unter die gegenwärtigen Bauersleuten ausgetheilt, und die Geschicktesten davon ackern noch in Gegenwart des Kaisers das angefangene Feld ganz um.

Nach einiger Zeit, wenn die Felder geackert und gedünget sind, kömmt der Kaiser wieder, und fängt an sein Feld zu besäen, auch mit vielem Gepränge und in Gegenwart der Landleute.

Die

Die nämliche Ceremonie wird an dem nämlichen Tage in allen Provinzen des Reichs durch die Vicekönige und obrigkeitlichen Personen in Gegenwart vieler Landleute verrichtet. Ich habe diese Ceremonie zu Kanton gesehen, und ich kann behaupten, daß ich in meinem Leben keine durch Menschen erfundene Ceremonie mit so vielem Vergnügen gesehen habe als diese.

Aufmunterung zum Ackerbau.

Es sind noch mehr Arten das Volk zum Ackerbau zu reitzen. Alle Jahre schicken die Stadthalter aus jeder Provinz die Nämen jener Ackersleute, die sich vor allen andern in der Kultur hervorgethan haben, nach Hofe. Alle diese Nämen werden dem Kaiser vorgelegt, der dann den genannten Bauersleuten einige Ehrentitel ertheilet um sie von den übrigen zu unterscheiden. Wenn ein Bauersmann eine wichtige Entdeckung gemacht hat, die einen Einfluß auf die allgemeine Verbesserung des Ackerbaues hat, oder sich auf irgend eine andere Weise besonders verdient macht, so läßt ihn der Kaiser auf

Kosten des Reichs nach Pecking reisen, nimmt ihn wohl in seinen Pallast auf, unterhält sich mit ihm von seinen Kenntnissen, seinem Alter, seinen Kindern, dem Zustand seiner Felder, und schickt ihn endlich mit einem schönen Titel und vielen Wohlthaten überhäuft wieder zu seiner Familie zurück.

Wer ist nun glücklicher, ein solcher Fürst, oder ein Volk, das so beherrscht wird? Bey einer Nation, wo alle gleich sind, und alle nach Ehrenstellen trachten, müssen solche Ermunterungen vieles zur Arbeitsliebe und Kultur beytragen.

Aufmerksamkeit des Gouvernements in China.

Alle Sorge des Gouvernements in China ist überhaupt auf den Ackerbau gerichtet. Die erste Sorge eines Vaters muß seyn, seinen Kindern Brod zu verschaffen. Der Zustand der Felder ist also der grosse Gegenstand aller Sorgen der Regierung. Jederman wird sich von selbst vorstellen, daß bey solchen Umständen das Gouvernement

den Ackersleuten Freyheit, Eigenthum und Unterstützung nach Möglichkeit verschaffe.

Die Chineser besitzen mit völliger Freyheit sowohl ihre eigenen Besitzungen, als die gemeinschaftlichen Güter, wie das Meer, die Flüsse, die Kanäle, die Fische und wilde Thiere; die Schiffart, der Fischfang und die Jagd sind also jederman frey. Wer ein Feld kauft, oder es durch Erbschaft erhält, ist ganz allein Herr davon.

Die Felder sind eben so frey als die Menschen, folglich giebt es da keine Gattung von Auflagen und Frohndiensten, keine Schadenfrohe eigennützige, keine schurkische Pachter, die sich bereichern, und den durch Zufall verunglückten Bauersmann verhungern lassen, keine raubgierige Rechtsgelehrten, die durch unaufhörliche Processe den Bauersmann vom Pfluge wegziehen, ihn auf den Gerichtsstuben schickaniren, und ihm die kostbare Zeit rauben, die er zur Nahrung seiner Mitmenschen anwenden könnte.

Die Auflagen in China sind unabänderlich.

Am Ende ist hier kein anderer Herr, niemand, der Auflagen machen kann, als der allgemeine Landesvater, der Kaiser. Die Bonzen, die von dem freywilligen Allmosen des Volks leben, würden übel anlaufen, wenn sie behaupten wollten, dieses Allmosen sey ein ihnen vom Himmel zugestandenes Recht.

Der Zehend.

Diese Auflage, die eben nicht genau den zehenden Theil der Produkte ausmacht, ist nach der Beschaffenheit des Bodens eingerichtet, in einem schlechten Felde ist es nur der dreyßigste Theil, und so verhältnißmäßig. Dieser zehende Theil aller Erdfrüchte gehört dem Kaiser. Dieses ist die einzige Auflage auf die Felder, der einzige Tribut, den man seit Stiftung der Monarchie in China kennt, und zum Glücke haben die Chineser so viel Hochachtung für ihre alten

Gesetze und Gebräuche, daß das Volk nicht zu befürchten hat, daß ein Kaiser die Auflagen erhöhen werde.

Das Volk bezahlt diesen Zehend in natürlichen Früchten, nicht an geldgierige Pachter, sondern an uneigennützige Beamte, die darüber aufgestellt sind. Wer würde diese Abgabe berechnen können, die zwar mässig scheint; aber von allen Gründen dieses weitläufigen und gut kultivirten Reiches erhoben wird.

Diese Abgabe wird von jedermann desto getreuer eingeliefert, da man weiß, wozu sie bestimmt ist. Ein Theil dieses Zehends wird in grossen Magazinen zur Erhaltung der Beamten und Soldaten aufbehalten: im Fall eines Nahrungsmangels werden diese Magazine allzeit dem Volk geöfnet, das sie zuvor gefüllet hat.

Der andere Theil dieses Zehends wird auf den offentlichen Marktplätzen verkauft, und der eingegangene Gewinnst wird in die Schatzkammer des Reichs gelegt, über wel-

che das angesehne Tribunal Ho : pu die Aufsicht hat, und nur in allgemeinen Nöthen des Landes Geld daraus vorschiesset.

Vergleichung des Ackerbaues in Afrika und Asien mit dem in China.

Nun ist es Zeit, sich an das zu erinnern, was ich von den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Nationen in Afrika und Asien gesagt, deren Ackerbau ich untersucht habe. Man vergleiche Nation mit Nation, und urtheile dann, ob der unglückliche Malabar ohne Eigenthum, unter der tyrannischen Herrschaft der Mogoln; ob die sklavischen Einwohner von Siam unter dem eisernen Zepter ihrer Despoten; ob die durch ihre Lehengesetze gedrückten Malaien bey all der ausserordentlichen Güte ihres Bodens ihren Ackerbau jemals so weit bringen werden als die Chineser, die wie eine einzige Familie nach den blossen Gesetzen der Vernunft beherrscht werden.

Ich wiederhole und behaupte es also noch einmal, in allen Ländern des Erdbodens

dens hangt der Zustand des Ackerbaues einzig und allein von den dort eingeführten Gesetzen, Sitten, und den aus den Gesetzen entspringenden Vorurtheilen ab.

Wie sehr haben sich doch die Menschen bemühet von einem Ende der Erde bis zum andern einander unglücklich zu machen! Erschaffen in einer Gesellschaft zu leben, die Erde zu bauen, und durch ihre Arbeit die unzählbaren Geschenke des Schöpfers zu geniessen, dürften sie nur die Stimme der Natur anhören; sie würde ihnen alles Glück, dessen man auf Erden fähig ist, lehren; aber sie haben sich gleichsam selbst entschöpfet unmenschliche Anordnungen und verwirrte Gesetze zu erfinden, die aber eben darum, weil sie nicht mit jenem Gesetz übereinstimmen, das jeder Mensch in seinem Herzen trägt, da sie für uns Menschen, so wie wir auf diesem Planeten gemacht sind, nicht passen, nur durch Gewalt und Blutvergiessen haben können festgesetzt werden. Und wo sie nun schon einmal eingeführt sind, drücken sie den Ackerbau, verhindern die Bevöl-

völkerung, und verwüsten also unaufhörlich Gottes guten Erdboden.

Zustand des Ackerbaues in Europa.

Welch Schauspiel ist es für einen aufmerksam Reisenden, wenn er bey all den Völkern, die den Erdboden unter sich getheilet haben, den Zustand des Ackerbaues betrachtet! In Europa sieht er diese Kunst jetzt auf dem höchsten Grad der Vollkommenheit bey einer Nation, die vor einigen Jahrhunderten ihre Nahrung bey ihren Nachbarn betteln mußte, die mehr Land und ein besseres Klima hatten als sie. Während diesen barbarischen Zeiten hatte sie mit ihrer Freyheit und Eigenthum auch seine Kultur verloren; diese ihre natürlichen Rechte und den zu Boden liegenden Ackerbau hat sie sich erst durch Unheil, Verwüstung und Ströhme Bluts wieder hergestellt.

In Afrika.

Afrika, dessen bekannte Länder einst das Getraidmagazin der Welt waren, hat seit dem

dem Verlurst seiner Freyheit nichts mehr als Felder die entweder ganz wüste liegen, oder durch Sklaven schlecht gebauet werden.

In Amerika.

Das südliche Amerika ist mit Morästen, Unkraut und Wäldern bedeckt; seine unermeßliche Fluren verwildern bey dem Schweiße seiner Sklaven, die sie bauen sollen. Der nördliche Theil wird von kleinen, wilden, elenden Völkerschaften bewohnt, die keinen Ackerbau, aber doch ihre Freyheit haben, und dadurch vielleicht glücklicher sind als die sogenannten polizirten Nationen, die schon allzuweit von den simplen Gesetzen der Natur entfernt, umsonst arbeiten sich jenes Glück zu verschaffen, das nur das Resultat eines gut bestellten Ackerbaues ist.

In Asien.

Dieser grosse Welttheil zeigt hier ein unermeßliches Land ganz unbebauet, von Räubern bewohnt, die sich mehr aufs Plündern, als auf die Landeskultur verlegen. Dort

ein gewaltiges Reich, daß einst in voller Blüthe stund, jetzt aber durch bürgerliche Kriege verwüstet, von dem wenigen Überrest seiner ehemaligen ansehnlichen Bevölkerung bewohnt wird, der aus Vernachläßigung der Kultur beynahe verhungert, und nicht zur Wiederherstellung der Freyheit, sondern Tyrannen mit Tyrannen zu verwechseln sein Blut verspritzt. Fast dieser ganze so sehr gesegnete Welttheil, in dem die ersten Menschen aufkeimten, sieht seine Felder wüste, und seine Bewohner in Fesseln des blinden Despotismus, oder der verderblichen Lehengesetze.

China endlich an der östlichen Spitze Asiens stellt uns das reizende Gemälde von dem vor, was die ganze Erde seyn könnte, wenn die Gesetze dieses Reichs die Gesetze aller Nationen wären. Dieses grosse Volk geniesset durch seinen auf eine vernünftige Freyheit gegründeten Ackerbau alle Vortheile der polizirten und nicht polizirten Nationen. Der Segen, der im Augenblick der Schöpfung über den Menschen ausgegossen wurde, scheint nirgends in seiner Fülle gewirkt

wirkt zu haben als bey den Chinesern, die sich wie der Sand am Meere vermehret haben.

Fürsten! die ihr Nationen richtet, deren Schicksal in euern Händen ist, betrachtet dieses Schauspiel, es ist euer würdig. Wollt ihr Ueberfluß in euren Staaten, wollt ihr, daß euer Volk sich vermehre und glücklich sey? Betrachtet die unzählbare Menge der Einwohner von China, die nicht einen Daumen breit Land unbebaut liegen lassen; Freyheit und Eigenthum haben den Ackerbau blühend gemacht, und der blühende Ackerbau hat die Bevölkerung bis ins Unendliche vergrössert.

Wollt ihr mächtig, wollt ihr reich, wollt ihr glücklich seyn? Gehet nach Peking, sehet dort den Mächtigsten aller Sterblichen auf den Thron der Vernunft! er befiehlt nicht, er belehret nur; seine Worte sind keine Machtsprüche, sondern Grundsätze der Gerechtigkeit und Weisheit; sein Volk gehorcht ihm, weil die Billigkeit allein seinen Willen lenket. Er ist der Mächtigste

aller

67-155
8-1-66
Jantz

aller Fürsten, weil er sogar die Herzen seines zahlreichen Volkes beherrschet.

Er ist der Reichste aller Souveraine, weil ihm ein bis an die Gipfel der Berge kultivirter Strich Lands von 600 Meilen von Norden gegen Süden, und eben so vielen von Osten gegen Westen den Zehend seiner reichen Erndten bezahlet, und weil er mit den Gütern seiner Kinder genau haushält.

Er ist endlich der Glücklichste aller Monarchen, weil er alle Tage das unbeschreibliche Vergnügen kostet, die größte Gesellschaft auf Gottes Erdboden glücklich zu machen; er genießt allein das ganze Glück, das seine unzähligen Kinder mit einander theilen, die ihm alle gleich lieb sind, und unter seinem Schutz in Freyheit und Ueberfluß wie Brüder mit einander leben. Man nennet ihn den Sohn des Tieng, weil er das wahre und vollkommenste Ebenbild des wohlthätigen Himmels ist. Kurz, sein dankbares Volk bethet ihn an wie einen Gott, weil er sich verträgt wie ein Mensch.

E783
P757r